

Rezensionen

Feld-Knapp, Ilona (Hg.) (2016): Grammatik. Budapest: Eötvös-József-Collegium (= Cathedra Magistrorum-Beiträge zur Lehrerforschung III). 366 S.

Die Reihe „Beiträge zur Lehrerforschung“ erfüllt eine wichtige Mission in der ungarischen fachdidaktischen Literatur. Sie veröffentlicht neue Forschungsergebnisse der Fremdsprachendidaktik sowohl von heimischen als auch von ausländischen, bekannten und jungen Wissenschaftlern. Im Mittelpunkt des dritten Bandes steht der vielleicht umstrittenste Teil des Fremdsprachenunterrichts: die Grammatik. 16 Autoren des Sammelbandes beschäftigen sich in ihren meist deutschsprachigen, aber auch englischen, französischen und ungarischen Beiträgen mit Fragen des fachlichen Wissens, die für die Grammatikvermittlung im DaF-Unterricht nötig sind. Der Band bietet vielfältige Annäherungspunkte zu einer Neudefinierung der Grammatik im Fremdsprachenunterricht. In ihrem programmgebenden Beitrag mit dem Titel „Fachliche Kompetenz von DaF-Lehrenden I“ (S. 15–29) plädiert *Ilona Feld-Knapp* für die inhaltliche Erneuerung der Fremdsprachenlehrerausbildung mit besonderer Rücksicht auf die fachliche Bildung. Sie gibt eine genaue Definition der Fremdsprachendidaktik als Disziplin und positioniert sie in der Lehrerausbildung. Die Verfasserin macht wesentliche Aussagen dazu, wie die neuen didaktischen Handlungskonzepte ihren Weg ins Lehrerwissen und Lehrerkönnen der Lehramtsstudenten finden sollen. Am Beispiel des

Grammatikunterrichts wird dargestellt, wie zum Beispiel die Ergebnisse der kognitiven Linguistik, die Strategien der verschiedenen Textarbeiten oder die Förderung der Mehrsprachigkeit in der fachlichen Kompetenz der Lehrenden erscheinen sollen.

Die fachliche Kompetenz der Fremdsprachenlehrer im Bereich der Grammatik wird im Artikel von *Sabine Dengscherz* (S. 30–60) beschrieben. Sie betont die Wichtigkeit des Transfers zwischen Sprachwissenschaft und Didaktik, daneben erörtert sie auch die Art und Weise der Zusammenwirkung der zwei Disziplinen anhand von Beispielen aus der Wortartenbestimmung. Mit vier praktischen Beispielen aus ihrer eigenen Praxis stellt sie den Umgang mit der Grammatik mithilfe von Textarbeit bzw. die Verbindung von grammatischen Strukturen und kommunikativen Bedürfnissen vor. Auch *Gabriele Graefen* betont die Wichtigkeit der Betrachtung von grammatischen Strukturen aus der Perspektive der Benutzung. Sie stellt ganz konkret das deutsche Verbsystem aus fachdidaktischer Perspektive im Hinblick auf die funktionalpragmatische Theorie dar und plädiert für den funktionalen grammatischen Ansatz im Fremdsprachenunterricht (S. 61–78). *Rudolf Iványi* beschreibt in seinem Beitrag (S. 306–327), warum eine stärkere Berücksichtigung des Sprachgebrauchsaspektes bei der Vermittlung

von Grammatik wichtig wäre. Außerdem plädiert er für mehr Mündlichkeit bei der Grammatikvermittlung anhand von authentischen Texten der gesprochenen Sprache. Er argumentiert für einen differenzierteren Umgang mit sprachlicher Korrektheit. Laut Iványis Argumentation (und ausgehend von der kommunikativen Handlung) sollte man nämlich auch bei der Korrektur die Aspekte der Akzeptabilität und der Angemessenheit anstatt der grammatischen Korrektheit vor Augen haben.

Mehrere Beiträge des Bandes thematisieren Fragen der Kontraktivität. *Pál Uzonyi* gibt einen Überblick über die Rolle der Kontraktivität in der ungarischen DaF-Grammatikografie (S. 128–174). Er nimmt unter die Lupe, wie die deutsch-ungarische kontrastive Perspektive die Grammatikbeschreibung vom 16. Jahrhundert bis zur heutigen Zeit prägte. *Rita Brdar-Szabó* plädiert in ihrem Beitrag mit dem Titel „Metonymische Kompetenz und Grammatikerwerb“ (S. 92–127) auch für kontrastive Annäherungen in der Grammatikbeschreibung. Sie untersucht die Rolle der Metonymie in der Vermittlung der Grammatik. Im Kontext der Mehrsprachigkeit stellt sie eine kontrastiv-typologische, empirische Fallstudie am Beispiel der Kategorie des Numerus in der Grammatik der Nominalphrasen im Deutschen, Englischen, Ungarischen und Kroatischen vor. Der Transfer von Metonymien ist ein kaum erforschter Bereich der Linguistik, somit hat ihre Studie auch in diesem Sinn eine große Bedeutung.

In dem Artikel von *Attila Péteri* und *Péter Bassola* (S. 175–194) lernt der Leser ein internationales Projekt, „EuroGr@mm“, kennen. Die Forschungs-koperation zwischen den Vertretern von fünf europäischen Ländern (Frankreich, Italien, Norwegen, Polen und Ungarn) erarbeitete zwischen 2005 und 2014 ihr online verfügbares Endprodukt: „ProGr@amm kontrastiv“. Diese kontrastive Hypertextgrammatik richtet sich vor allem an Germanistikstudenten oder Sprachlerner auf höherem Niveau, aber die Autoren beabsichtigen, in Zukunft auch eine Grammatik für den Unterricht auf einem niedrigeren Niveau auszuarbeiten und dabei insbesondere die Belange des Schulunterrichts zu berücksichtigen.

Katalin Boócz-Barna widmet sich in ihrem Beitrag mit dem Titel „Erwerbsfördernde Grammatikarbeit im L3-Deutschunterricht“ (S. 195–210) der praktischen Nutzbarmachung von Transfererscheinungen im Klassenzimmer. Sie plädiert für die Berücksichtigung der Eingangskompetenzen und Vorerfahrungen der Lernenden bei dem Erwerb einer zweiten Fremdsprache. Die Autorin untermauert mit neurolinguistischen Forschungsergebnissen die positive Beeinflussung der Bewusstmachung von Transfererscheinungen und die Berücksichtigung psycholinguistischer Merkmale des Spracherwerbsprozesses. Die Verfasserin zeigt außerdem mit ausgewählten, kreativen Übungen, wie man die Grammatik im Fremdsprachenunterricht erwerbsfördernd üben kann.

Enikő Jakus betont darüber hinaus die positive Wirkung einer kontrastiven Betrachtung im Fremdsprachenunterricht. Sie erforscht die Transfererscheinungen im satzsystematischen Bereich in einer empirischen Studie zur Textproduktion ungarischer Abiturienten (S. 328–347). Im Zentrum ihrer Fehleranalyse stehen verbale syntaktische Strukturen. Sie demonstriert anhand von Beispielen, welches die wichtigsten positiven bzw. negativen Transfererscheinungen aus dem Ungarischen und Englischen für DaF-Lernende sind. *Eszter Kránicz* zeigt am Beispiel von DaF-Lehrwerken, wie man mit Chunks im Fremdsprachenunterricht umgehen kann bzw. welche Umsetzungsmöglichkeiten Chunking als Methode im Sprachunterricht hat (S. 348–366). *Anna Reder* und *Ágnes Antalné Szabó* widmen sich der Erforschung der Lehrersprache. *Anna Reders* Aufsatz (S. 211–227) beschäftigt sich mit der empirischen Untersuchung grammatikalischer Besonderheiten von Arbeitsanweisungen nicht-muttersprachlicher DaF-Lehrer im Unterricht. Sie stellt diese Instruktionen als spezielle, unterrichtsbezogene Textsorte vor, die unter Umständen auch eine authentische Kommunikationssituation widerspiegeln können. Am Ende ihres Artikels formuliert sie konkrete Handlungsvorschläge zur Vermittlung von Arbeitsanweisungen in der Fremdsprachenlehrerbildung. *Ágnes Antalné Szabó* führt eine Diskursanalyse der Funktion und Eigenschaften der Lehrersprache durch. In ihrem

ungarischsprachigen Artikel (S. 268–285) vergleicht sie die Lehrersprache des Ungarischen als Erstsprache und als Sprache des Fremdsprachenunterrichts. Mit vielen lehrreichen empirischen Beispielen trägt der Bericht dazu bei, die Interaktion im Klassenzimmer bewusst zu machen.

Zum universitären Bereich enthält der Band zwei Artikel: einen Artikel von *Ágnes Veszelszki* (S. 286–305) zu den Merkmalen und Herausforderungen des wissenschaftlichen Schreibens anhand der Analyse von studentischen Textprodukten und einen Artikel von *Gabriella Pálffy* zur Situation der Lehrerbildung für Französisch als Fremdsprache in Ungarn (S. 228–243). Der englischsprachige Beitrag mit dem Titel „The changing role of grammar in instructed language learning“ von *Balázs Vida* und *Brigitta Dóczy* (S. 244–267) bietet einen interessanten und fruchtbaren Überblick über die Konzeption der Grammatik in der Geschichte der Fremdsprachendidaktik und geht dabei auch auf die Rolle von Technologie und Datenbanken bei der Grammatikvermittlung ein. Einen übergreifenden Charakter hat der Beitrag von *Wolf-Dieter Krause* (S. 79–91), der das Verhältnis zwischen Grammatik und anderen Teilen des Sprachsystems bzw. das Verhältnis der Grammatik zur Kategorie des Textes untersucht. Er macht den Leser darauf aufmerksam, dass der Umgang mit grammatischen Erscheinungen (auch) im Sprachunterricht mehrfach eingebettet werden sollte. Die Behandlung

von Textroutinen im Fremdsprachenunterricht (S. 83–88) stellt ein Beispiel dafür dar, wie die textuelle Einbettung grammatischer Strukturen in der Praxis aussieht.

Der Sammelband möchte „durch die Vertiefung der fachlichen Kompetenzen zum Ausbau des beruflichen Selbstverständnisses angehender und praktizierender DaF-Lehrender

beitragen“ (S. 13). Der Band erfüllt diese Zielsetzung im Bereich der Grammatikvermittlung auf höchstem Niveau, dessen Beiträge eine vielfältige wissenschaftliche Diskussion im Forschungsfeld der Grammatik im Rahmen der Fremdsprachendidaktik eröffnen.

Tamás Kruszlicz (Budapest)

**Feld-Knapp, Ilona/Boócz-Barna, Katalin (Hg.)
(2016): DaF-Lehrerausbildung in Mittel-Osteuropa.
München: Iudicium. 368 S.**

Der vorliegende Sammelband vereint Arbeiten zur Notwendigkeit der Neugestaltung und Verbesserung der Lehrerausbildung. Dabei ist die Frage der Fremdsprachenlehrerausbildung mit besonders großer Aufmerksamkeit zu betrachten.

Im Vorwort wird die Bedeutung eines Paradigmenwechsels in Bezug auf die Lehrerausbildung deutlich gemacht, der in den letzten Jahrzehnten schon in Westeuropa eine wichtige Rolle spielte. Die meisten Beiträge gehen zurück auf Vorträge, Präsentationen und Workshops, die auf der Regionaltagung für Deutschlehrerverbände im mitteleuropäischen Raum an der Andrassy-Universität in Budapest vom 17.–19. April 2015 unter dem Titel „Nachwuchsförderung in der Fremdsprachendidaktik“ gehalten wurden. Dieser Vorbereitungsprozess hat viel dazu beigetragen,

ein sehr aktuelles und relevantes Thema detailliert ausarbeiten zu können. Diese Regionaltagung sowie die Beteiligten an diesem Band waren ausschlaggebend dafür, dass ein Band zu diesem Thema erscheinen konnte, das nicht nur für Ungarn, sondern grenzübergreifend für ganz Mittel-Osteuropa hochaktuell und relevant ist.

Der Sammelband gliedert sich in vier größere Teile, in denen die (Fremdsprachen) Lehrerausbildung aus unterschiedlichen Perspektiven behandelt wird. Im ersten Kapitel sind Beiträge zum aktuellen gesellschaftlichen Diskurs zu finden, die die theoretischen Grundlagen der späteren Arbeiten erarbeiten. Das Buch hebt die Bedeutung der Nachwuchsförderung hervor, mit deren Hilfe die zukünftigen Lehrenden auf den anfangs erwähnten Paradigmenwechsel vorbereitet werden.

Dieser Punkt zeigt, wie wichtig die Sprachlehrforschung in der Fremdsprachdidaktik ist, was in den folgenden Arbeiten in Form von Einblicken in die empirische Forschung detailliert ergänzend erläutert wird. Der Band widmet der Interdisziplinarität große Aufmerksamkeit, was sich schon im ersten Kapitel zeigt, wo die Rolle der Textlinguistik erläutert wird.

Im nächsten Kapitel werden von DaF-Forschern in Ungarn verschiedene Methoden und Ansätze vorgestellt. Diese Beiträge sollen als Anhaltspunkte für die gegenwärtigen sowie die zukünftigen DaF-Lehrenden fungieren. Im Hinblick auf den raschen medialen Wandel ist der Einsatz der neuen Technologien im Fremdsprachenunterricht immer aktuell und lässt sich immer weiterentwickeln. Die Notwendigkeit einer kritischen Haltung seitens der DaF-Lehrenden betont ein weiterer Artikel, der Anregungen zur Lehrwerkanalyse hinsichtlich der Kollokationsvermittlung gibt. In diesem Kapitel wird die Bedeutung eines Paradigmenwechsels aus einer soziolinguistischen Perspektive vorgestellt und dafür plädiert, dem vorhandenen sprachlichen Repertoire im Klassenraum in einer Art von Heteroglossie eine größere Aufmerksamkeit zu schenken und diese als Vorteil zu nutzen. Diese Anregungen werden durch eine historische Analyse der gesetzlichen Regelungen des Deutschunterrichts in Ungarn ergänzt im Hinblick darauf, ob diese Veränderungen im Laufe der Zeit zur Verbesserung der Schulpraktika beigetragen haben.

Diese Beiträge dienen als praktische Grundlage für die Unterrichtspraxis.

Im dritten Kapitel stellen sich die im DaF-Bereich Promovierenden in Ungarn vor. Dieser Band bietet also zukünftigen Experten die Möglichkeit, ihre ersten Beiträge zu veröffentlichen. Sie beschäftigen sich mit aktuellen Themen, die auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und die im Zuge der Globalisierung erfolgenden Veränderungen reagieren und neue Konzepte erarbeiten. Dieses Kapitel beinhaltet theoretisch und fachspezifisch angelegte Untersuchungen aus der universitären Disziplin DaF von Themen wie zum Beispiel Kompetenz- und Fertigkeitsentwicklung, Mehrsprachigkeit und sprachliche Höflichkeit bis hin zu praktischen Fragestellungen der Unterrichtsgestaltung in Bezug auf Textverarbeitung und -produktion.

Im vierten Kapitel werden – dem Konzept des Bandes entsprechend – länderspezifische Konzepte eingeführt. Die Leser bekommen Einblicke in die Fremdsprachenlehrerausbildung im Allgemeinen und die DaF-Lehrerausbildung im Besonderen in Estland, Finnland, Kroatien, Lettland, Litauen, Polen, Serbien, in der Slowakei, Slowenien, Tschechien und in der Ukraine. Das wird mit einem länderübergreifenden detaillierten Verbesserungsvorschlag der Europäischen Union ergänzt, der bestätigt, wie wichtig die Förderung des Fremdsprachenerwerbs in den Mitgliedstaaten ist. Das gilt als eines der wichtigsten Ziele der Sprachenpolitik und

Sprachunterrichtspolitik der EU. Dieser Teil stellt Instrumente vor, die zur Entwicklung des Fremdspracherwerbs dienen und mithilfe deren die Fremdsprachenkenntnisse verbessert werden können. Die Europäische Union initiiert solche Programme, die durch Fremdsprachenlehrende zur Entwicklung des Sprachunterrichts verwendet werden können.

Dieser Band entstand zu einem sehr aktuellen Thema. Hier werden wichtige Aspekte der DaF-Lehrerbildung sowie die inhaltliche, sprachliche und didaktische Gestaltung des modernen Fremdsprachenunterrichts aus der Sicht der DaF-Lehrerbildung reflektiert. Die DaF-Experten arbeiten mit repräsentativen Untersuchungen. Die formulierten Elemente lassen sich aus der Analyse ableiten und es werden neue Erkenntnisse gewonnen, die mit Theorien, Ansätzen und Perspektiven zur Förderung des institutionellen Fremdsprachenunterrichts in Ungarn beitragen. Das Ziel dessen ist, die Schüler dazu zu befähigen, über eine sprachliche Vielfalt zu verfügen.

In diesem Kontext spielt auch die Zielgruppe eine wichtige Rolle. Als einziger Kritikpunkt kann man das Fehlen der Behandlung der Diversität im Klassenraum benennen. Vielleicht sollte in dieser Hinsicht überlegt werden, inwiefern die Lehrerbildung verändert werden sollte, damit die angehenden Lehrpersonen auf neuartige Lernergruppen vorbereitet werden können.

Die Herausgeberinnen des Bandes haben ein Thema gewählt, das den gegenwärtigen Forschungsstand aufnimmt und weiterführt. Ilona Feld-Knapp und Katalin Boócz-Barina sind wichtige Vertreterinnen des DaF-Bereichs in Ungarn. Beide verfügen über langjährige Erfahrung in der Ausbildung von Lehramtsstudierenden. Sie arbeiten beide am Germanistischen Institut der ELTE als Universitätsdozentinnen am Lehrstuhl für Sprachpraxis und Fachdidaktik. An diesem Institut werden Materialien für Deutschlehrende entwickelt, in die die Ergebnisse dieses Bandes unmittelbar einfließen können. Den Herausgeberinnen gelingt die verbindende Darstellung von theoretisch-methodischem Anspruch und unterrichtlicher Praxis.

Der wissenschaftliche Wert des Sammelbandes liegt einerseits in der Erarbeitung eines methodologischen Verfahrens der DaF-Lehrerbildung, andererseits in den Ergebnissen der durchgeführten empirischen Analysen. Dieser didaktische Band beinhaltet nicht nur theoretische, sondern auch praktische Elemente, die an angehende Lehrer des Faches Deutsch als Fremdsprache sowie an praktizierende Kolleginnen und Kollegen nicht nur in Ungarn, sondern auch in Mittel-Osteuropa (eventuell in der ganzen Europäischen Union) gerichtet sind. Das Buch setzt sich zum Ziel, erste Impulse zur Neugestaltung der DaF-Lehrerbildung in Mittel- und Osteuropa zu formulieren.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass der vorliegende Band eine breite Palette von Studien zur Lehrerausbildung anbietet dabei bewusst den wissenschaftlichen Nachwuchs fördert. Die Überlegungen können sowohl für DaF-Wissenschaftler als auch -Lehrende nützlich sein. Das

Buch fördert nicht nur das berufliche Selbstverständnis von Lehrenden, sondern spiegelt die pädagogische Professionalität der am Band mitwirkenden Autoren wider.

Herta Márki (Budapest)

**Horváth, Andrea/Katschthaler, Karl (Hg.) (2016):
Konstruktion – Verkörperung – Performativität.
Genderkritische Perspektiven auf Grenzgänger_innen in Literatur und Musik.
Bielefeld: transcript. 234 S.**

Der Sammelband „Konstruktion – Verkörperung – Performativität. Genderkritische Perspektiven auf Grenzgänger_innen in Literatur und Musik“, herausgegeben von Andrea Horváth und Karl Katschthaler, beinhaltet Beiträge, die auf eine an der Universität Debrecen (Ungarn) im September 2013 veranstaltete internationale und interdisziplinäre Tagung rekurrieren. Das Ziel der Tagung und des Sammelbandes ist die Annäherung der Gender-Forschung zwischen Zentraleuropa und der Peripherie. Die Autor_innen des vorliegenden Bandes sind dementsprechend an verschiedenen Forschungseinrichtungen, nämlich in Graz, Trier, Debrecen, Bayreuth, Budapest, Dortmund, Berlin sowie Nancy, tätig und vertreten verschiedene Bereiche der Kultur-, Literatur-, Theater- und Musikwissenschaft. Im Fokus des Bandes stehen Literatur und Musik,

aufgrund derer Gender-Themen behandelt und analysiert werden.

Der Band gliedert sich in die folgenden vier Abschnitte: Gender und Grenzgänger_innen in der Gegenwartsliteratur; Genderperformanzen und Körperlichkeit; Kulturelles Gedächtnis und Gender; Gender und Genderperformanzen in der Musik. Jeder Abschnitt besteht aus zwei bis vier Studien. Das Buch wird mit einem Vorwort eingeleitet, in dem die Herausgeber das Ziel des Buches bestimmen und die Abschnitte, bzw. die einzelnen Beiträge, kurz beschreiben. Im Anhang befindet sich ein Verzeichnis über die Autor_innen, in dem man jeweils eine kurze Beschreibung über die Autor_innen lesen kann. Der erste Abschnitt des Werkes besteht aus vier Studien zum Thema Grenzgänger_innen in der Gegenwartsliteratur. *Eszter Pabis* analysiert das Motiv der Grenzüberschreitung und

Grenzgänge in zwei deutschsprachigen zeitgenössischen Romanen von Autorinnen mit slowakischer, ungarischer bzw. serbischer Herkunft, nämlich Ilma Rakusas „Mehr Meer“ und Melinda Nadj Abonjis „Tauben fliegen auf“. Dabei schafft Pabis einen Rahmen für den Band, da sie unter anderem Themen wie Grenzen, hybrider Raum, Xenophobie sowie Fremdheit und Vertrautheit behandelt. *Sigrid Nieberle* befasst sich mit dem Thema des (sprachlichen) Geschlechterbinarismus und mit den neusten Tendenzen in der deutschen juristischen Regulierung nach 2013 und zwar, dass es möglich wurde eine dritte Personenstandskategorie für neugeborene Kinder zu wählen. Dabei vergleicht sie ähnliche Möglichkeiten einiger anderer Länder, unter anderem Australien und Neuseeland. Neben den Geschlechterkategorien weiblich und männlich kann man z. B. in Australien ein X eintragen und in Deutschland eine Leerstelle lassen. Außerdem analysiert Nieberle diesbezüglich Romane aus der Gegenwartsliteratur, wie z. B. Werke von Jeffrey Eugenides, Thomas Meinecke oder Herta Müller. *Andrea Geier* behandelt die Figur des Grenzgängers und das Motiv des Eigenen bzw. des Anderen/ Fremden anhand einer der berühmtesten Grenzgängerfiguren der Geschichte, Sir Robert Francis Burton, und seiner Erscheinung in einem literarischen Beispiel Ilija Trojanows, „Der Weltensammler“. In diesem Werk geht es um die Überschreitung von Grenzen, um die Beobachtung von anderen

Kulturen, um Integration oder Assimilation. Dabei sei die Überwindung der Fremdheit wichtig, was der Grenzgänger in diesem Fall durch ethnische Maskerade zu verwirklichen versucht. Durch die sexuelle Beziehung des Protagonisten zu Kundalini kommt ein klischeehaftes Weiblichkeitsbild zum Vorschein. In ihrem Beitrag untersucht *Edit Kovács* in zwei Romanen das Motiv der „letzten Refugien des Menschlichen“ (S. 89), das den Leser_innen eine weitere Perspektive zu den Geschlechterrollen bietet. Im Roman von Marlen Haushofer, „Die Wand“, der aus den 1960er Jahren stammt, erscheint eine weibliche Überlebende, bei Thomas Glavinics „Die Arbeit der Nacht“, vom Anfang des 21. Jahrhunderts, handelt es sich um einen Mann als letzten Menschen. Obwohl beide Geschichten viele Ähnlichkeiten aufweisen, ergibt sich ein Unterschied in der Erzählform durch die männliche bzw. weibliche Schreibweise und Sprachverwendung. Weitere Unterschiede resultieren auch aus den verschiedenen Entstehungszeiten.

Der zweite Abschnitt, in dessen Mittelpunkt die Körperlichkeit steht, beginnt mit einem Text von Elfriede Jelinek mit dem Titel „Bild und Frau“, dessen Abdruck der schwierigen Zugänglichkeit wegen nötig war. Stark verbunden mit dem Text von Jelinek ist die Studie von *Inge Stephan*. Stephan liefert eine vergleichende Analyse der Genderperformanzen bei Jelinek auf Grundlage der Texte „Bild und Frau“ und „SCHATTEN (Eurydike sagt)“. Das Thema der

Genderperformanz wird auch im zweiten Beitrag des Abschnitts thematisiert. *Andrea Horváth* setzt sich in ihrer Studie mit dem Funktionellen und dem Symbolhaften der Sexualität auseinander, indem sie die Beziehungen von Erotik und Pornographie im Roman von Marlene Streeruwitz „Jessica, 30“. analysiert.

Im dritten Abschnitt des Bandes werden Werke untersucht, in denen der Frage nachgegangen wird, in welchem Zusammenhang Gender und kulturelles Gedächtnis stehen. In den Reisetexten von Gräfin Ida Hahn-Hahn („Orientalische Briefe“) und Ida von Düringsfeld („Reise-Skizzen“) behandelt *Elisa Müller-Adams* das Thema der „mental maps“ und der narrativen Inszenierung der europäischen Grensräume und des Orients. Um das genderspezifische Wesen des kulturellen Gedächtnisses geht es auch bei *Kerstin Wiedemann*, die sich wiederum mit einem Werk von Ida von Düringsfeld beschäftigt. Es handelt sich um den Roman „Margarete von Valois und ihre Zeit“. Unter anderem beschäftigt sich Wiedemann hier mit den Fragen nach der Leistung des Romans in Bezug auf die weibliche Perspektive und ob der Roman mit den männlichen Erinnerungstraditionen konkurrieren kann. Im vierten Abschnitt des Bandes tritt die Musikwissenschaft in den Vordergrund. In den folgenden drei Beiträgen wird die Genderperspektive im Verhältnis zur Musik unter die Lupe genommen. *Kordula Knaus* befasst sich mit dem Thema der Genderperformanz aufgrund des Werkes des italienischen

Komponisten Baldassare Galuppi mit dem Titel „Il mondo alla roversa o sia le donne che comandano“. *Christina Brüstle* forscht dagegen in der Musikgeschichte und beschäftigt sich mit Komponistinnen der Moderne. Sie untersucht die schöpferische Arbeit von Elisabeth Maconchy und Jacqueline Fontyn unter besonderer Berücksichtigung der Bartók-Rezeption. Dabei geht sie auch auf genderspezifische Merkmale ein. Der Band schließt mit der Studie von *Karl Katschthaler*, der zur gegenwärtigen Popmusik Stellung nimmt. Er beschäftigt sich mit der Erscheinung von Männlichkeit und Weiblichkeit am Beispiel der Koproduktion zweier Bands, Fe-Mail und Enslaved. Zusätzlich zum oben bereits erwähnten Verzeichnis der Autor_innen werden im Anhang noch weitere, vertiefende Werke und Studien aufgezählt. Der vorliegende Sammelband bietet den Leser_innen einen ausführlichen und umfassenden Überblick über genderspezifische Themen in den Disziplinen der Literatur- und Musikwissenschaft. Da der behandelte Themenbereich komplex und stark wissenschaftlich ausgerichtet ist, richtet sich das Werk meines Erachtens in erster Linie an Wissenschaftler_innen, welche auf dem Gebiet der Literatur und Musik tätig sind. Trotzdem können die Beiträge auch Fachfremden und Nichtwissenschaftler_innen eine interessante Lektüre bieten, wenn sie mit den Themen vertraut sind.

Anett Regina Gardosi (Debrecen)

**Kessler, Michael/Lützeler, Paul Michael (Hg.) (2016):
Hermann-Broch-Handbuch. Berlin/Boston:
de Gruyter. 670 S.**

Einem Autor ein ganzes Handbuch zu widmen, hat bereits Tradition: Goethe, Hölderlin, Fontane, Rilke, Brecht und vielen anderen eminenten Vertretern der deutschsprachigen Literaturgeschichte wurde diese Ehre zuteil. Nun ist es so weit: Auch Hermann Broch wurde rezent ein Handbuch mit allem Instrumentarium gewidmet, das eine solche Buchsorte verlangt. Der umfangreiche Band wurde von zwei renommierten Broch-Experten herausgegeben und insgesamt von 17 Autoren und Autorinnen aus Deutschland, den USA, Kanada, Großbritannien, Belgien, der Schweiz und Ungarn verfasst. Paul Michael Lützeler, der – wie klischeehaft das auch klingen mag – ein ganzes Leben dem Œuvre Hermann Brochs gewidmet hat, signiert das einleitende, biographische Kapitel, ein weiteres zu Brochs Dramenschaffen sowie die Zeittafel zu Brochs Leben und Werk am Ende des Bandes. Zudem weisen die Autor_innen des Bandes wiederholt auf Lützeler als den verlässlichsten Broch-Experten hin und zitieren ihn mehrfach.

Das Strukturkonzept des Bandes folgt der Vielfalt von Brochs Œuvre selbst. Denn, wiewohl Hermann Broch vor allem als Romanautor (insbesondere der „Schlafwandler“-Trilogie und des „Tod des Vergil“) bekannt ist, so hat er doch ein beindruckendes

essayistisches Werk und auch etliche Dramen und Gedichte hinterlassen. Allerdings bilden seine fünf Romane (einschließlich des weniger bekannten Romans „Die Unbekannte Größe“) den Schwerpunkt des Bandes, wobei auch das essayistische Werk mit den philosophisch-kulturkritischen Texten, dem „Hofmannsthal-Projekt“ und der Massenwahntheorie ausführlich betrachtet werden. Der dritte Teil umfasst schließlich Brochs Briefwerk, dargestellt zunächst gemäß ihrem thematischen Inhalt (Literatur, Politik, Frauen usw.), dann mit Akzent auf Brochs wichtigste (literarische) Beziehungen, z. B. zu Daniel Brody, Franz Blei, Ludwig von Ficker, Ea von Altesch, Robert Musil, Thomas Mann, Hannah Arendt usw. Man findet hier also die Ergebnisse einer Art Netzwerkanalyse von Brochs Freundschaften und Bekanntschaften mit reichlich biographischem Material.

Mit Lücken in Brochs Biographie muss die heutige Broch-Forschung weniger rechnen, zahlreiche Publikationen und Tagungen lieferten und liefern allerlei Details über sein privates und schöpferisches Leben. Entsprechend fehlt es auch dem Broch-Handbuch an keinen biographischen Angaben. Doch auch im Hinblick auf seine Werke und Schriften zeigt der Band einen Querschnitt durch den neuesten Stand der Broch-Forschung, ergänzt

um ein Kapitel, das eine Art diachrone Darstellung der Broch-Forschung bietet, angefangen mit seinen Freunden und Bekannten, die gleich nach seinem Tod seine Werke im besten Sinne des Wortes zu propagieren suchten (z. B. Hannah Arendt), durch die ersten Dissertationen (z. B. von Dorrit Cohn) oder die erste Biographie (Lützelner 1985) über Broch bis hin zu der sich erfreulich mehrenden Anzahl an Monographien der letzten Jahrzehnte. Die heutigen Zugänge zu Brochs besonders komplexem Werk, das gleichsam eine Art „Enzyklopädie des Polyhistor“ (S. 538) darbietet, sind besonders facetten- und perspektivenreich: Man behandelt es narratologisch oder intertextuell, man erschließt seine Bezüge zur Antike und Moderne, zum Platonismus und Neukantianismus, zur Romantik, zu Nietzsche, zu James Joyce usw. Über alle diesbezüglichen Publikationen wird der Leser durch eine zwanzig Jahre Broch-Forschung (1985–2014) umfassende Bibliographie informiert, in der man auch Hinweise auf Übersetzungen und sonstige Broch-relevante Veröffentlichungen (etwa Theater- oder Film-Adaptationen) vorfindet.

Damit liefert der Band weiterführende Literatur in großer Menge. Doch gerade in dieser Hinsicht könnte man kurz einen kritischen Punkt im Hinblick auf den Aufbau des Bandes ansprechen. Denn eine so ausgiebige Bibliographie, wie sie von Sarah McGaughey auf nicht weniger als 78 Seiten minutiös zusammengestellt wurde, scheint

die einzelnen (thematischen) Literaturverzeichnisse nach jedem einzelnen Kapitel zu erübrigen. Damit wird auf bestimmte Verfasser wohl öfter als nötig hingewiesen, ohne dass dadurch zusätzliche Informationen gegeben werden.

Die Vielfalt der Autorschaft ist offenbar auch der Grund dafür, dass etliche charakteristische und oft behandelte Themen des Broch'schen Werkes in verschiedenen Kontexten immer wieder aufgenommen werden, die dann gleichsam leitmotivisch den Band durchziehen. Das ist insofern nachvollziehbar, als bestimmte, für Broch typische Ideen, wie jene des Zerfalls der Werte, der separaten Koexistenz der verschiedenen Wertsysteme, der modernen Kultur- und Kunstkrise, der Unzulänglichkeit rationalistischer Erkenntnisansprüche usw. bei ihm einen deutlichen gattungsübergreifenden Charakter haben. Die einzelnen Autoren des Bandes schaffen immerhin den Zugang zu einem der schillerndsten Geister der Moderne aus jeweils eigener Perspektive, woraus sich eine interessante Multiperspektivik der Broch-Darlegungen ergibt.

Das Handbuch schließt mit einem Namensregister von nicht weniger als 27 Seiten, das u. a. die Namen von Brochs Freunden und Zeitgenossen, aber auch jene der Broch-Forscher von gestern und heute enthält. Nicht weniger informativ ist die Liste von Brochs Freunden und Bekannten im Kapitel II, die in Form von kurzen Darstellungen ihrer Biografie und

ihrer Beziehungen zu Broch alphabetisch aufgelistet werden. Damit gewinnt man gleichsam Einblicke in die Kulissen von Brochs Leben und Schaffen in einer derart umfassenden Weise, wie man sie bisher innerhalb eines einzigen Bands kaum gesehen hat. Dafür

kann man den Herausgebern nur gratulieren und gleichzeitig die Leser (nicht nur aus der akademischen Warte) zu einer spannenden und sehr informativen Lektüre einladen.

László V. Szabó (*Veszprém*)

König, Christoph/Bremer, Kai (Hg.) (2016): Über »Die Sonette an Orpheus« von Rilke. Lektüren. Göttingen: Wallstein. 336 S.

Der von Christoph König und Kai Bremer herausgegebene Band stellt keinen gewöhnlichen Sammelband dar: er dokumentiert ein komplexes Unterfangen, das aus mehreren Treffen des von Christoph König etablierten Peter Szondi-Kollektivs hervorging, die schrittweise „zu einem Buch mit Lektüren zu allen Sonetten“ (S. 15) des Orpheus-Zyklus führten. Es ist auch schon deshalb komplex und beeindruckend, weil es – obwohl Rilkes wie in einem Ansturm von Inspiration im Februar 1922 entstandene „Sonette an Orpheus“ zu den oft analysierten seines Œuvres gehören – kaum solche Analysen gibt, die alle Sonette der beiden Teilzyklen einzeln wie zusammenfassend behandeln, wie Christoph König dies in seiner Einleitung bemerkt: „Das vorliegende Buch bringt erstmals seit fast sechzig Jahren und das zweite Mal überhaupt eine Lektüre aller ›Sonette an Orpheus‹“ (S. 9).¹

Christoph König selbst hat den „Sonetten an Orpheus“ schon vor zwei Jahren eine umfangreiche Monographie gewidmet (vgl. König 2014), in der er von dem Sonett „O komm und geh“, dem vorletzten des zweiten Zyklus der „Sonette an Orpheus“, ausgehend das Gedicht und sein Umfeld, unterschiedliche Ansätze verbindend, in mehreren Anläufen analysierte und dabei auch auf bestimmte lebens-, kultur- sowie interpretations- bzw. wissenschaftsgeschichtliche Konstellationen eingegangen ist, die nicht nur das einzelne Sonett, sondern auch die „Sonette an Orpheus“, Rilkes Poetik

erläutert von Hermann Mörchen. Stuttgart: Kohlhammer) sowie auf Leisi, Ernst (1987): Rilkes Sonette an Orpheus. Interpretation, Glossar, Kommentar. Tübingen: Narr, das „einem Lexikon der Wörter in Rilkes Doppelzyklen dient“ (S. 9), und Krämer, Thomas (1999): Rilkes ›Sonette an Orpheus‹. Erster Teil. Ein Interpretationsgang. Würzburg: Königshausen & Neumann, wo nur der erste Zyklus interpretiert wird.

¹ Christoph König beruft sich dabei auf das Buch von Mörchen (vgl. Mörchen, Hermann (1958): Rilkes Sonette an Orpheus

und seine Rezeption(sgeschichte) vielfältig berührten. Außer dem Sonett „O komm und geh“ (II.28) hatte er dort auch noch andere Sonette aus beiden Teilzyklen (I.20, I.1, I.2, I.26, II.1, II.29 und II.27), dabei immer auf „O komm und geh“ fokussierend, eingehend untersucht; die Ergebnisse dieser Analysen sind auch in den „Lektüren“-Sammelband eingegangen.

Im Sammelband fasst König die poetologischen und interpretationsgeschichtlichen Gründe für die Beschäftigung mit allen 55 Sonetten des Doppelzyklus einleitend zusammen, er umreißt auch kurz die Entstehungsgeschichte des Bandes. Er geht davon aus, „Rilke hat die populären Traditionen, von der Philosophie bis zur Lebenshilfe, aufgegriffen, um sie neu zu begründen. [...] Die herkömmliche Begründung der Traditionen lehnt Rilke ab [...]. Das Poetische ist für ihn der Maßstab. So sucht er die Traditionen [...] unter poetischen Bedingungen neu zu fassen und nutzt dabei die Anziehungskraft jener Traditionen“ (S. 10). Die auf dieser Grundlage entstandenen Lektüren der Sonette führten zu einer „lecture à plusieurs“ (S. 9) im Peter Szondi-Kolleg, zu einem Gemeinschaftswerk, das aus einer Reihe von durch den DAAD unterstützten Workshops eben aus diesen Lektüren hervorgegangen ist und auch zu einem beispielhaften „Modell der Nachwuchsförderung“ (S. 9) geworden ist. Die drei gemeinsamen Sitzungen im Juni

und Dezember 2007 sowie im Dezember 2012 erlaubten auch eine große Freiheit für die Teilnehmer, die aus unterschiedlichen Ländern und Disziplinen kamen, eine zwanglose, konzentrierte Lektüre und Besprechung „ohne die üblichen institutionellen, strategischen Zwecke“ (S. 15) und ein Eingehen auf die Meinungen der anderen, um „das wechselseitige Annehmen von Gedanken“ (S. 15) zu üben. Neben arrivierten Vertretern ihres Faches sind im Band überwiegend jüngere Nachwuchswissenschaftler präsent; einige haben nur eine, andere dagegen mehrere Sonette des Doppelzyklus analysiert. Alle Analysen, die „in gemeinsamer Diskussion über eine lange Zeit gewachsen [sind]“ (S. 9), zeugen von einer gemeinschaftlich akzeptierten Grundlage der Interpretationen; die Beiträger haben sich in Rilkes Poetik und Schreiben vertieft, ihre Analysen kennzeichnet eine Selbständigkeit und Individualität ihrer Zugänge, so dass aus diesen individuellen Analysen ein Ganzes wird bzw. aus den Facetten der Einzelinterpretationen ein vielfältig verbundenes Bild des Doppelzyklus entsteht. Die einzelnen Analysen stehen somit einerseits für sich selbst und liefern einen tiefen Einblick in das jeweilige Sonett, andererseits werden sie auch miteinander verbunden, indem motivische, formale oder thematische Linien der Sonette und der Teilzyklen untereinander fokussiert werden, wobei auch „Mini-Zyklen“ (z. B. die um das „Rühmen“ gruppierten Sonette

I.6, I.7, I.8 oder die „Frucht-Triade“ [S. 76] von I.13, I.14, I.15) innerhalb des Doppelzyklus analytisch nachgewiesen werden können. Es entsteht für den Leser der Eindruck eines dicht verwobenen Netzwerks der einzelnen Gedichte innerhalb der „Sonette an Orpheus“. Man kann die Sonette bzw. die Analysen einzeln lesen und sich in die jeweiligen Details der interpretatorischen Befunde vertiefen; daraus ergeben sich unweigerlich auch weiterführende Lektüren und somit vernetzte Lektüre-Pfade durch die Teilzyklen. Im Endergebnis entsteht – von den unterschiedlichen methodischen Ausrichtungen der einzelnen Gedichtanalysen unabhängig – ein konzentriertes Lektüre-Angebot für den Leser, das zum Verständnis von Rilkes Poetik des Spätwerks wesentlich beitragen kann.

Zwei weitere Momente machen den Sammelband über die Lektüren der Sonette hinaus zu einem einzigartigen Buch: es ist eigentlich bzw. zugleich auch eine neue historisch-kritische Edition der „Sonette an Orpheus“, die vier „Stufen der Textgenese [...] zwei Handschriften, eine Druckfahne und den Erstdruck“ (S. 307) nachzuweisen vermag. *Christoph König* ist es gelungen, durch Archivrecherchen zwei neue Dokumente zu erschließen, „eine erste Handschrift (die den ersten Zyklus umfasst), die Rilke direkt an Gertrud Ouckama Knoop schickte; und eine Druckfahne aus dem Jahr 1922 mit von Rilke autorisierten Korrekturen“ (S. 15). So wurden die Sonette

mit dem Variantenapparat nach jedem einzelnen Gedicht abgedruckt, wobei im vorliegenden Band der sogenannte Druck D¹, d. h. „eine Druckfahne aus dem Jahr 1922“ mit „Eintragungen von verschiedenen Personen [...], insbesondere auch Korrekturen von Rilkes Hand“ (S. 307) „als Grundlage der Textgestalt“ (S. 308) dient. König argumentiert für diese Entscheidung damit, dass auf diese Weise verschiedene Editions-kriterien vereinigt werden konnten, d. h. „sowohl dem Gedanken der ›authentischen Gestalt‹ [...], als auch dem ›Prinzip der letzten Hand‹“ (S. 308) von Editionen gefolgt wurde. So wird diese Ausgabe auch für die Rilke-Philologie einen neuen Einblick in den vom Manuskript zur Herausgabe führenden Prozess gewähren sowie eine zuverlässige Textgestalt sichern können.

Ein weiterer ‚Zusatz‘ bereichert abschließend noch den Band wie auch die weitere philologische Beschäftigung mit den „Sonetten an Orpheus“. *Mark-Georg Dehrmann* ist sehr akribisch der Frage nachgegangen, welche Ausgabe von Ovids „Metamorphosen“ Rilke auf Muzot in den Tagen der Entstehung der Sonette vorgelegen haben dürfte, und er kann sie auf Grund seiner eingehenden Recherchen mit großer Plausibilität beantworten. In seinem Beitrag „Rilkes Ovid. Zu den Quellen der ›Sonette an Orpheus‹“ stellt Dehrmann die Frage, warum sich die bisherige Rilke-Forschung (bis auf wenige Ausnahmen) nicht mit der konkreten Quelle, d. h.

mit der konkreten Ausgabe der „Metamorphosen“ beschäftigt habe, obwohl das, seiner Meinung nach, „ernster zu nehmen [wäre], als es bisher geschehen ist“ (S. 313), und zwar teils wegen der Überlieferungsgeschichte der „Metamorphosen“ selbst, teils wegen des Umstands, dass Rilke „mit hoher Wahrscheinlichkeit eine zweisprachige Ausgabe mit französischer Übersetzung“ (S. 314) benutzte, die sein Verständnis bzw. seine intertextuelle Verarbeitung des Ovid-Textes bis hin zur Wortwahl beeinflusst haben könnte. Dehrmann dokumentiert sehr detailliert, wie eine Ovid-Ausgabe, eine Schenkung Baladine Klossowskas zu Weihnachten 1920, zu Rilke gelangte; er erwägt auch die verschiedenen Möglichkeiten, welche konkreten Ausgaben in Frage kommen könnten und ist dann nach gründlicher Überlegung imstande, eine zweisprachige Ausgabe von Garnier aus dem Jahre 1866 mit großer Wahrscheinlichkeit als Rilkes Vorlage zu identifizieren. Er weist die Bedeutung dieser Vorlage am Beispiel von Rilkes Tempuswechsel gegenüber der lateinischen Vorlage bzw. der französischen Übersetzung im Sonett I.26 auch nach (vgl. S. 322 ff.); er gelangt dadurch zur Hervorhebung der poetischen Funktion der Vorlage Rilkes, indem er gleichzeitig die konstitutive Rolle solcher Quellenforschung für die Textinterpretation aufzeigt.

Die Faszination, die von Rilkes „Sonnetten an Orpheus“ bis heute ausgeht, zeigt sich in den Lektüren des Buches – sie gewähren aber auch die analytisch-interpretatorische Grundlage dazu, diese Faszination zu reflektieren und Rilkes Beitrag zur Lyrik der Moderne vor dem Hintergrund der „Sonette an Orpheus“ herausstellen zu können. Mit der Aufdeckung von Rilkes Quellen und dem historisch-kritischen Apparat wird der Band zugleich zu einem kleinen Handbuch der Sonette, das für weitere Untersuchungen gut herangezogen werden kann.

Literatur:

- König, Christoph (2014): »O komm und geh«. Skeptische Lektüren der *Sonette an Orpheus* von Rilke. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Krämer, Thomas (1999): Rilkes ›Sonette an Orpheus‹. Erster Teil. Ein Interpretationsgang. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Leisi, Ernst (1987): Rilkes Sonette an Orpheus. Interpretation, Glossar, Kommentar. Tübingen: Narr.
- Mörchen, Hermann (1958): Rilkes Sonette an Orpheus erläutert von Hermann Mörchen. Stuttgart: Kohlhammer.

Magdolna Orosz (Budapest)

Krause, Stephan (2016): „Az újra felhasznált anyag a lényeg.“ Richard Wagner Magyarországi jelenléte és recepciója. Budapest: Kijarat kiadó. 242 S.

Das neue Buch von Stephan Krause ist in verschiedener Hinsicht außergewöhnlich. Krause arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) in Leipzig, wo er zu eben diesen Themenbereichen forscht. In seiner Studie untersucht er in spezifischer Perspektive – einer freien und gleichwertigen Kombination von Musik- und Literaturgeschichte – die ungarische Rezeption von Richard Wagners Lebenswerk. Schon für sich ist dies für einen Literaturwissenschaftler ein kühnes Unternehmen, auch dann noch, wenn man in Rechnung stellt, dass das musikhistorische Kapitel keine musikologische, sondern eine presageschichtliche Annäherung darstellt, und mehr noch, sofern berücksichtigt wird, dass die Muttersprache des Verfassers nicht Ungarisch ist. Denn es handelt sich um eine wirklich ehrenwerte Leistung, dass Krause als Deutscher nicht nur Fachliteratur in ungarischer Sprache ausgewertet hat, sondern, dass er zudem einen Text der ungarischen Gegenwartsliteratur wie János Térey's großangelegtes Versdrama „A Nibelung-lakópark“ ([„Der Nibelungen-Wohnpark“], Budapest, Magvető 2004) analysiert, von dem es bisher keine vollständige Übersetzung in eine Fremdsprache gibt. Einerseits sind Stephan Krauses Mut und Durchhaltevermögen zu bewundern, die zur Erstellung einer solchen Arbeit nötig

sind, andererseits sind die sich aus dieser Außenperspektive ergebenden Erkenntnisse mit großer Freude zu begrüßen. Krause besitzt ausgezeichnete Kenntnisse des Ungarischen – dies ist für die János-Térey-Lektüre im Übrigen ohnehin unerlässlich. Dies hat auch angesichts der Tatsache Bestand, dass er sieben der acht Kapitel im zweiten Teil des Bandes in seiner eigenen Muttersprache geschrieben hat (sie erscheinen in der Übersetzung von Imre Kurdi). Da Krause mit deutscher Literatur, Musik und Kulturgeschichte aufwuchs, dürfte er jeder Befangenheit ledig sein, die ein ungarischer Wissenschaftler nur schwerlich würde umgehen können, und zwar schlicht deshalb, weil er seinen Gegenstand aus zu großer Nähe und in einem ihm nur zu gut bekannten Kontext untersuchen muss. Es ist ein wichtiger Vorteil von Krauses Buch und zugleich eine Tugend, dass er sich dem Thema objektiver und in kritischer Sicht nähern kann.

Die ungarische und die deutsche Wagner-Verehrung sind etwa gleich alt, ihre Anfänge können in die reiferen Schaffensjahre des Komponisten datiert werden und sie ist bis zum heutigen Tag ungebrochen. Als Folge daraus kann die auf Ungarisch vorliegende Wagner-Literatur als relativ umfassend bezeichnet werden. Dennoch liegen bis heute nur sehr wenige Studien vor, die sich mit der ungarischen Rezeptionsgeschichte der Wagner'schen Werke

auseinandersetzen. Darunter ist Emil Haraszti's „Richard Wagner und Ungarn“ („Wagner Richard és Magyarországról“. Budapest, MTA, 1916) – auch für Krause war dies eine wichtige Quelle – die detaillierteste Arbeit, die jedoch vor genau einem Jahrhundert erschien. Krauses Studie aber ist nicht die Fortsetzung von Haraszti's Buch, das das Ziel hatte, die Eingliederung von Wagners Musik in Ungarn zu zeigen, sondern jener verfolgt eine dreifache Perspektive, mit der er das Presseecho von Wagners Besuchen in Ungarn, die Frage der ungarischen Wagner-Gedenkort- und -Denkmäler sowie die Anwesenheit von Wagners Denken und Schaffen in der ungarischen Literatur wie unter einem Vergrößerungsglas betrachtet. Letzterer Aspekt wird in der zweiten, umfanglicheren Hälfte des Buches ausgeführt, die der Verfasser einem einzigen Text widmet, János Térey's bereits erwähntem Drama. Krause selbst merkt an, die Funktion des ersten Teils sei es, „Térey's in diesem Buch untersuchtes Drama zu kontextualisieren“ (S. 18). Die, in Krauses Worten, „persönliche Präsenz Wagners“ (S. 24) (die Besuche des Komponisten in Ungarn im Juli 1863 und im März 1875) kann als relativ gut aufgearbeitete Frage in der ungarischen Wagner-Forschung gelten, bietet dem Verfasser jedoch eine gute Gelegenheit, auch auf die Rolle der an diese Besuche erinnernden Budapester Gedenktafeln einzugehen. Dies leitet über zu dem im ersten Teil am ausführlichsten bearbeiteten Thema, zur Untersuchung von Wagners sogenannter „bildlicher Präsenz“ (S. 26). Dies meint in erster Linie die

auf dem Hauptgesims des Königlichen Ungarischen (dann Staatlichen) Opernhauses angebrachte Statuenreihe mit der Darstellung von Komponisten, dabei hauptsächlich die Aufstellung der Wagner-Statue. Der teilweise Austausch von Komponistendarstellungen bzw. die Veränderung der Zusammensetzung und der Abfolge der Statuen stand im Zusammenhang mit der zeitweiligen Änderung des Musikkanons in Ungarn, die von politischer Einflussnahme in jener Zeit nicht unberührt blieb. Im Fall Wagner war die Revision des ihm beim Bau des Opernhauses zugedachten Platzes dem besonderen Umstand geschuldet, dass eben diese Figur 1939 vom Gesims heruntergefallen war. Der Ersatz wurde erst 1961 fertiggestellt und erst nach weiteren fünf Jahren Wartezeit gelangte die neue von Sándor Mikus geschaffene Kalksteinform zurück auf die Fassade, den veränderten Vorstellungen folgend jedoch an einen neuen Platz. Das Kapitel „Wagners fiktionale Präsenz“ (S. 28), – das geradezu (mit einem Wort aus der Musik gesprochen) *attacca* zur Analyse von Térey's Drama hinführt –, bietet einen kurzen und in Teilen eher sporadischen Überblick über die Rolle(n), die Wagners Person und sein Werk in der ungarischen Literatur spielen. Da dieses Thema für sich bereits gewaltig ist, wäre es vielleicht glücklicher gewesen, sich der Frage mit einheitlicheren Gesichtspunkten anzunähern, da die Textauswahl mit Blick auf die Genres ziemlich heterogen bleibt und nicht nur Belletristik umfasst. So stehen Gyula Revický's auf den Tod des Komponisten geschriebene

Ode und Babits' Dialoggedicht über den Sängerkrieg auf der Wartburg nebeneinander (worin sich auch ein Bezug zu Wagners „Tannhäuser“ erkennen lässt), Imre Keszis fiktionale Wagner-Biographie oder Endre Kukorellys postmoderne Libretto-Variation auf einen Teil der „Walküre“ sowie informative (non-fiction) Texte, wie Géza Csáthys zwei Wagner-Essays oder das Wagner-Brevier des Musikwissenschaftlers Antal Molnár. Trotzdem ließen sich noch zahlreiche weitere literarische Texte als Par-Excellence-Beispiele finden, etwa von Lajos Kassák, Lőrinc Szabó, Ágnes Nemes Nagy, Ferenc Baranyi, Mária Kiszely, Zsófia Balla, Mátyás Varga und noch sicher vielen anderen. Die Frage verdiente für sich eine weitergehende Untersuchung. Hier aber ist die Funktion dieses Kapitel eher, den zweiten Teil des Buches vorzubereiten.

Die Rezeption von János Térey's Nibelungendrama seit der Buchpublikation 2004 war günstig für den Text, doch hat es bis heute keine vollständige Inszenierung des Stückes gegeben, weil ein solches Unternehmen auf der Bühne durchaus ähnliche Anforderungen stellt, wie eine Aufführung von Wagners für vier Opernabende konzipiertem „Ring des Nibelungen“. Zwar gilt Térey's Paraphrase nur dem letzten ‚Abend‘, „Götterdämmerung“, doch erweitert er – wie auch Krause nachweist – deren Handlung erheblich und macht sie strukturell dem kompletten „Ring“ vergleichbar. (Selbst wenn man sich keine Marathonaufführung vorstellt, so verlangte die Bühnenaufführung des gesamten Stückes wenigstens drei Abende.) Zu Térey's Drama sind zwar eine

große Zahl von Kritiken und Deutungen publiziert worden, doch stellt Stephan Krause's Buch zweifellos die umfangreichste und zugleich gründlichste Analyse dar, und dies, obwohl er den Text allein unter dem Aspekt der Wagner-Rezeption betrachtet. (Dies dürfte, wenn nicht der einzige, so doch für Térey's Nibelungendrama wohl fraglos ein unumgänglicher Deutungsansatz sein.)

Krause vergleicht die Strukturen, die Handlungen, die Texte und die Figuren von Wagners und Térey's Kunstwerke nach einer klaren Methode und bezieht sich dabei kritisch auf die Aussage, „schon Wagners ‚Ring‘ sei letztlich ein aus differenten Hypotexten zusammengesetzter Hypertext, sodass für Térey's Werk letztlich von einem »zweifachen Hypertext« zu sprechen sei.“ (S. 105) Krause's detaillierte Analyse reicht auch bis hin zu den Figuren, die bei Térey nicht aus Wagners Libretto, sondern direkt aus dem „Nibelungenlied“ in die Geschichte hineingenommen wurden. Weiterhin untersucht er, inwieweit sich in Térey's Text die Hauptmerkmale der Komposition von Wagners Musik zeigen lassen, nämlich Spuren der Leitmotivik. Dieser systematische Vergleich lässt wohl nur einen einzigen Aspekt außer Acht – Krause verweist am Schluss allerdings darauf, dass diese Frage eine Extrauntersuchung verdiene –: den (sprachlichen) Klang. Während Térey's Stück nämlich gemäß den Möglichkeiten des Ungarischen Betonungen und Endreime in seiner Verssprache kombiniert, sind für Wagners deutschsprachigen Text alliterierende Reime (Stabreime) kennzeichnend. Es gibt, wie Krause

auch zeigt, in Téreys Text durchaus den Versuch solche Stabreime zu imitieren. Am Schluss gibt Krause das Fazit seiner Untersuchung folgendermaßen an: „János Téreys Tetralogie ist in diesem Kontext zu sehen. Sein dramatisches Kunstwerk ist bedeutsam als Drama, wichtig als Wagner-Stück und es ist unumgänglich wegen seiner sprachlichen, ästhetischen und dramatischen Wagner-Rezeption.“ (S. 220)

Das Buch enthält reichhaltige Anmerkungen sowie eine auf das Thema bezogene, zwanzig Seiten umfassende Bibliographie.¹

Zoltán Rockenbauer (Budapest)

¹ Die Übersetzung der Rezension ins Deutsche wurde von der Redaktion des „Jahrbuchs der ungarischen Germanistik“ angefertigt.

**Lăzărescu, Ioan/Scheuringer, Hermann (Hg.) (2013):
Worte und Wörter Beiträge zur deutschen und
rumäniendeutschen Wortkunde. Passau: Stutz Verlag
(= Forschungen zur deutschen Sprache in Mittel-,
Ost- und Südosteuropa Bd. 1). 296 S.**

**Lăzărescu, Ioan/Scheuringer, Hermann/Sprenginger,
Max (Hg.) (2016): Stabilität, Variation und Kontinuität.
Beiträge zur deutschen Sprache in Rumänien aus
variationslinguistischer Sicht. Regensburg: Pustet Verlag
(= Forschungen zur deutschen Sprache in Mittel-,
Ost- und Südosteuropa Bd. 2). 324 S.**

**Lăzărescu, Ioan/Sava, Doris/Scheuringer, Hermann
(Hg.) (2013): Im Dienste des Wortes. Lexikologische
und lexikografische Streifzüge. Festschrift für Ioan
Lăzărescu (= Forschungen zur deutschen Sprache in
Mittel-, Ost- und Südosteuropa Bd. 3). 518 S.**

Das 2013 an der Universität in Regensburg gegründete Forschungszentrum Deutsch in Mittel-Ost- und Südosteuropa (FZ DiMOS) unter der Leitung von Professor Hermann Scheuringer hat sich zum Ziel gesetzt, die Untersuchungen zum Deutschen, zur deutschen Sprache und Kultur,

in Mittel-, Ost- und Südosteuropa (von Polen und der Ukraine bis Albanien, Bosnien, und Griechenland) in den Mittelpunkt zu stellen und damit dieser Region einen gebührenden Platz – entsprechend der vielfältigen und vielsprachigen Vergangenheit dieser Region – in der Forschung zur

europäischen Sprach- und Kulturlandschaft zu geben. Davon ausgehend ist es ein weiteres Ziel, die hier entstandenen und noch laufenden Projekte und deren Forschungsergebnisse einer breiteren Leserschaft bekannt zu machen. Dieses Vorhaben wird auch gewährleistet durch die jährlich veranstaltete Tagung des Forschungszentrums DiMOS, die in einem Jahr in Regensburg, im nächsten an einer Universität eines anderen mittel-südosteuropäischen Landes ausgerichtet wird.

Es geht um ein seltenes Desiderat, denn die deutsche Sprache ist in Ostmittel- und Südosteuropa auch noch im 21. Jahrhundert aktuell. Gleichzeitig soll auch der Tatsache Rechnung getragen werden, dass dem Deutschen in dieser Region der Welt nicht nur in der Vergangenheit eine ganz wichtige kulturelle und verbindende Rolle zukam, sondern auch in der Gegenwart. In dieser Rezension werden die ersten drei Bände des Forschungszentrums zusammenfassend vorgestellt, zumal sie fast zeitgleich in zwei unterschiedlichen Verlagen erschienen sind. Die Ursache dafür ist das Ableben des ersten Verlegers (Stutz-Verlag), und erst nach einer längeren Suche hat der Pustet-Verlag in Regensburg die Betreuung der DiMOS-Reihen übernommen. Wir haben es hier mit einer Ausgabe in mehreren Bänden zu tun, die über die vielfältigen Facetten und Forschungsinteressen der Germanistik in Rumänien ein adäquates Bild gibt.

Der erste Band, bereits 2013 zusammengestellt und redigiert, erschien erst

2015 unter dem Titel „Worte und Wörter“ (noch beim Stutz-Verlag) und vereint insgesamt siebzehn Aufsätze, die alle, wie auch der Untertitel anmerkt, „Beiträge zur deutschen und rumäniendeutschen Wortkunde“ sind. Die Herausgeber dieses Bandes, Professor *Ioan Lăzărescu* aus Bukarest sowie Professor *Hermann Scheuringer* aus Regensburg, wollten mit diesem bunten Strauß von Beiträgen dem Leser einen vertieften Einblick in die Lexikologie und Lexikografie des Deutschen und Rumänischen und ganz besonders natürlich in Aspekte des deutsch-rumänischen Sprachvergleichs gewähren. Die Aufsätze des ersten Bandes gehen zurück auf Vorträge des VIII. Internationalen Kongresses der Germanisten Rumäniens in Klausenburg 2009, zum Großteil von Autorinnen und Autoren der rumänischen Germanistik, welche eine der traditionsreichsten und wichtigen Germanistiken in Osteuropa darstellt. Das Attribut „traditionsreich“ meint nicht nur eine traditionsreiche und hervorragende Ausbildung von Germanisten und Deutschlehrern, sondern gleichzeitig auch eine lange Tradition in der Erforschung des Deutschen sowie des Rumäniendeutschen, wie es in verschiedenen Regionen Rumäniens in Vergangenheit und Gegenwart noch präsent ist.

Der erste Band gliedert sich in drei Einheiten: die erste fasst Aufsätze zu kontrastiven Aspekten des Sprachenpaars Deutsch – Rumänisch wie z. B. Kollokationen in deutsch-rumänischer Relation von *Maria Parasca*,

die rumänisch-deutschen Paarformeln von *Elena Viorel* und *Anne Schlömer* bzw. die Konzeption eines geplanten rumänisch-deutschen Substantivvalenzwörterbuchs zusammen. In allen diesen Aufsätzen wird gewahrt, wie präsent und intensiv die Beziehungen zwischen den beiden Sprachen waren und auch noch sind. Ein zweiter Teil des ersten Bandes beschäftigt sich mit Teilwortschätzen, zu denen z. B. die von *Kinga Gall* thematisierten Euphemismen, die Höflichkeits- und Anredeformen bei *Vlad Cucu-Oancea* und *Iona Hermine Fierbinteanu* sowie die Maßbegriffe bei *Georg Schuppener* zu zählen sind. Für den nicht des Rumänischen kundigen Leser oder Sprachwissenschaftler sind diese Einblicke in eine für ihn fremde Sprache sehr ertragreich. Der erste Band schließt mit einem Überblick zu Dialektwortschätzen, unter anderem mit einem Beitrag von *Siegrid Haldenwang* zur traditionsreichen siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuchforschung sowie mit zwei Aufsätzen von *Alwine Ivancescu* und *Mihaela Sandor* zum „Banater deutschen Wörterbuch“.

Ein extra Kapitel widmet sich der Frage des Rumäniendeutschen als einer eigenständigen Varietät, zunächst mit einem Überblick von *Partricia Serbac* über die Forschung zum Rumäniendeutschen. Kollegin *Adina Lucia Nistor* beschreibt die interessante Vitalität der österreichischen Küchensprache in Siebenbürgen. Das Rumäniendeutsche, das mit seiner eigenständigen Kultur und Verwaltung sowie dem gut

ausgebauten Schulwesen jahrhundertlang ein organischer Bestandteil dieser Region und dieses Landes war und diese mitprägte und bereicherte, ist übrigens in der 2016 erschienenen Neuauflage des „Variantenwörterbuchs des Deutschen“ von Ammon et al. mitberücksichtigt.

Der zweite Band unter dem vielversprechenden Titel „Stabilität, Variation und Kontinuität“ vereint wissenschaftliche Ausführungen zur deutschen Sprache in Rumänien aus variationslinguistischer Sicht. Dieser Band führt die Tradition des ersten Bandes weiter, indem ausgewählte Aufsätze des IX. Internationalen Kongresses der Germanisten Rumäniens in Bukarest 2012 aufgenommen wurden. Die variationslinguistische Sicht durchdringt fast jeden einzelnen Beitrag in diesem Band. Um auf variationslinguistische Aspekte in der Sprache einzugehen, muss zunächst der kulturhistorische und soziale Hintergrund der einzelnen Landschaften innerhalb Rumäniens näher beleuchtet werden wie im Beitrag von *Maria Elena Muscan* zum „Deutsch der Dobrudschadeutschen“ oder im Beitrag von *Ileana-Maria Ratu* und *Ioan Lazarescu* zu siebenbürgisch-sächsischen Briefen und Bittschriften der frühen Neuzeit, die einen tiefen Blick in das geistige Leben jener Zeit gewähren. *Hermann Scheuringer* stellt die Landschaft des Banater Berglandes in einer umfassenden Perspektive vor, wobei zahlreiche sprachliche Beispiele dargeboten werden. Die Beziehung zwischen Mundart und Hochsprache wird

von *Juliane Thoïs* sehr schön am Beispiel des Burzenlandes dargestellt. Dieser Band bietet einen vollen Überblick auch über spezifische, in der Gegenwart aktuelle Fragen in Bezug auf die deutsche Sprache, wie das z. B. *Johannes Sift* tut im Hinblick auf die Frage der Aussprachenormen des Standarddeutschen in Hermannstadt; des Weiteren berichtet *Adina Lucia Nistor* über eine bunte Auswahl von österreichischen Schimpfwörtern in Siebenbürgen. Insbesondere bei der Lektüre des zweiten Bandes zeigt sich eine methodische Vielfalt bei der Behandlung der einzelnen Fragen und Themen, die den kontrastiven und auch den soziolinguistischen Aspekt nicht aus den Augen verlieren. Der fehlenden Sprachkompetenz der Autoren ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, dass trotz des jahrhundertelangen Zusammenlebens und Kontaktes der drei Sprachen die Kontakte mit dem Ungarischen in der Forschung eher selten oder gar nicht zum Vorschein kommt.

Der dritte Band „Im Dienste des Wortes. Lexikologische und lexikografische Streifzüge“ (2013), der von *Doris Sava* und *Hermann Scheuringer* betreut als Festschrift für Ioan Lăzărescu anlässlich seines 60. Geburtstags erschienen ist, beinhaltet 35 wertvolle Beiträge zum Deutschen als regionaler und interregionaler Verkehrssprache, insbesondere zum Wort als grundlegender Einheit der Sprache.

Die Routineformeln in der sprechsprachlichen Kommunikation stehen im Mittelpunkt der Beiträge von *Doina*

Sandu (Meisenheim) zu Routineformeln bei der Formulierung guter Wünsche, von *Bettina Bock* (Jena/Leipzig), *Tehede Kahl* (Jena) und *Rosemarie Lühr* (Jena/Berlin) zu südosteuropäischen und deutschen Begrüßungsformeln und von *Ioana Hermine Fierbinteanu* (Bukarest) zu Unterschieden bei der Herstellung der Gesprächszüge am Anfang von deutschen und rumänischen Telefongesprächen.

Einige Beiträge behandeln onomastische Fragen wie die Namensgeografie des Namens *Lazarus* (*Adina-Lucia Nistor*, Jassy), die (inter)regionalen und multikulturellen Namensgebungsgewohnheiten von Baia Mare (*Rodica-Cristina Turcanu*, Baia Mare) und Gemeinsamkeiten und Unterschiede der moldawisch-rumänischen Hotelnamen (*Holger Wochele*, Jena/Wien). Entwicklung, Wesen und Merkmale deutscher Varietäten und ihrer Zentren werden beleuchtet in Abhandlungen über die Viertelzentren der deutschen Sprache (*Karina Schneider-Wiejowski*, Duisburg-Essen), den pluri-, supra- und postnationalen Status der deutschen Sprache im 21. Jahrhundert (*Manfred Michael Glauning*, Wien), das Wienerische der Gegenwart (*Peter Ernst*, Wien/Veszprém), das bayerische und rumänische Standarddeutsch (*Hermann Scheuringer*, Regensburg) und die Dialektalität der Banater Mundartliteratur (*Mihaela Sandor/Alwine Ivanescu*, Temeswar).

Diachronisch ausgerichtete Beiträge untersuchen deutsche Kochrezepte als funktionale Textsorten vom 14. bis

ins 21. Jahrhundert (*Eleonora-Maria Boldojar*, Bukarest), die Semantik der Lexeme „Krot“ und „(be)kroten“ im Siebenbürgisch-Sächsischen (*Sigrid Haldenwang*, Hermannstadt) und den Bedeutungswandel in schriftsprachlichen Texten Siebenbürgens vom 15. bis 18. Jahrhundert (*Ileana-Maria Ratcu*, Bukarest).

Auf den gemeinsamen Nenner ‚Kommunikation in Wort und Schrift‘ lassen sich die Beiträge von *Peggy Katelhön* (Turin) zur „lassen“-Konstruktion als Diskursmarker, von *Delia Cotarlea* (Kronstadt) zur E-Mail-Kommunikation deutscher Unternehmen in Rumänien und von *Lora Constantinescu* (Bukarest) zur Textarbeit mit Geschäftsbriefen im Fachsprachenunterricht bringen. Über translatorische Forschungsfragen und -ergebnisse berichten *Gabriel H. Decuble* (Bukarest), *Asa Apelkvist* (Bukarest) und *Mihai Draganovici* (Bukarest), indem sie sich mit den Pflichten und Aufgaben des Übersetzers, mit Äquivalenzfragen bei der Übersetzung von Kinetogrammen und mit Möglichkeiten der Übersetzung bzw. Übertragung dramatischer Texte auseinandersetzen.

Einen facettenreichen Überblick über aktuelle Forschungen – ganz im Zeichen der den Titel des Buches gebenden Wendung – stellen die unter den Beiträgen des dritten Bandes zahlenmäßig am stärksten vertretenen Bereiche der Lexikologie und Lexikographie dar. *Georgina-Simona Marin* (Hermannstadt) referiert über die Notwendigkeit zweisprachiger

Rechtsglossare. *Adriana Ionescu* (Bukarest) geht auf leicht verwechselbare Lexeme aus linguistischer und sprachpädagogischer Sicht ein. *Cornelia Patru* (Bukarest) untersucht die Darstellung des Körpers und der Körperpflege in deutschen und rumänischen Werbetexten. *Vlad Cucu-Oancea* (Bukarest) befasst sich mit volksetymologischen und etymologischen Dubletten im Deutschen und Rumänischen. Ein ganzer Strauß von Beiträgern fokussiert das Thema der Phraseologismen aus unterschiedlichen Aspekten, wie *Mihaela Parpalea* (Kronstadt) die Versprachlichung des Außerordentlichen und *Teodora Kiryakova-Dineva* (Blagoevgrad) die Zusammenhänge zwischen Zwillingsformeln und interkultureller Kompetenz. *Mihai Crudu* (Bukarest) beleuchtet die Unikalität in deutschen Phraseologismen, *Doris Sava* (Hermannstadt) schreibt über die phraseografische Erfassung der Geschlechtsrestriktivität in bilingualen Wörterbüchern. Einblicke in die lexikographische gewähren die Beiträge von *Petra Storzjohann* (Mannheim) und *Ana Iroaie* (Bukarest) zu Ansätzen und Herausforderungen der Beschreibung von paronymischen Wörtern sowie der Erstellung von zweisprachigen Substantivvalenzwörterbüchern.

Entlang der Schlüsselwörter „Unterricht“, „Studium“ und „Praxis“ reihen sich die Abhandlungen von *Marianne Koch* (Bukarest), *Maria Elena Muscan* (Constanta) und *Ioana Andrea Diaconu* (Kronstadt). Die ansehnlich breite Palette der Beiträge runden *Sorin*

Gadeanus (Wien/Bukarest) Abhandlung über die kanonischen Definitionen in Phonetik und Phonologie samt einem Plädoyer für die Phonetologie und *Ronny F. Schulz*' (Erfurt) Beitrag zur Struktur, Kulturspezifik und Rezeption der „*Grammatica Germanica*“ von Gottsched ab.

Der Band schließt mit einem beeindruckenden Verzeichnis der Schriften, Übersetzungen, Forschungsprojekte und betreuten Dissertationen des durch die Festschrift Geehrten, Ioan Lăzărescu.

Das Forschungszentrum Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa (DIMOS), das seit seiner Gründung eine Plattform für Forscherinnen und Forscher der deutschen Sprache im ost- und südosteuropäischen Raum bietet,

legt mit den hier besprochenen Bänden, denen hoffentlich weitere folgen werden, einen soliden und zukunftsweisenden Grundstein der Erforschung dieser Region nieder: Der Leser wird von theoretischen Fragestellungen der Lexikologie und Lexikografie sowie ihrer Nachbardisziplinen über deren Anwendung in der Praxis zu bisher nicht publizierten Forschungsergebnissen zur Beschaffenheit der Wortschätze und Varietäten des Deutschen insbesondere des südosteuropäischen Raumes in Rumänien geführt, und dies in einer Sprache und mit einem Layout, welche zweifelsohne elegant und auf jeden Fall lesenswert sind.

Elisabeth Knipf-Komlósi
Márta Müller (Budapest)

Müller, Márta (2016): „Ein unermäßliches Land von Begriffen“. Dialektlexikographische Konzeptionen im Vergleich. Budapest: ELTE, Germanistisches Institut (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 74). 177 S.

Da die Dialektkompetenz der Ungarndeutschen direkt proportional zum Alter der autochthonen Sprecher ist, fing 2010 ein aus ausgewiesenen Dialektologen bestehendes Team am Budapester Germanistischen Institut mit vorbereitenden Arbeiten zur Erstellung des „Wörterbuchs der Ungarndeutschen Mundarten“ (WUM) an. Der Gedanke eines ungarndeutschen Dialektwörterbuchs ist keineswegs neu: Die Dringlichkeit der Kodifikation

des dialektalen Wortschatzes betonten Karl Mollay und Claus Jürgen Hutterer bereits in den 1960er Jahren (Hutterer 1991). Zwar sind in den seitdem verstrichenen Jahrzehnten Werke erschienen, die ungarndeutsches Sprachmaterial beinhalten – wie Gehl (1997, 2000, 2005) oder Gerescher (1999, 2004) –, doch ein alle drei ungarndeutschen Siedlungsgebiete vertretendes, prototypische Bezeichnungen aller in Ungarn gesprochenen deutschen

Mischmundarttypen beinhaltendes Wörterbuch ist bisher ein Desiderat geblieben. Der hier besprochene Band ist daher ein wichtiger Schritt, um diese Forschungslücke zu schließen, werden in ihm doch unter Bezugnahme auf relevante diatopische und benachbarte Sprachinselwörterbücher die Merkmale des im Entstehen begriffenen WUM dargelegt.

Ziel der Studie ist es, die metalexikographischen Entscheidungen der Makrostruktur und der Mikroebene des WUM vorzustellen, die zwischen 2010 und 2016 in der ausgearbeiteten Konzeption und in Hunderten von Probestücken konkrete Gestalt angenommen haben. Im Abschnitt, der die Mikrostruktur behandelt, wird gezeigt, wie die Stichwörter in den Wortartikeln des WUM angesetzt und angeordnet, ihre (konkreten und übertragenen) Bedeutungen samt Verbreitungsangaben erklärt und ihre Verwendungsweisen durch lexikographische Belegbeispiele sowie Illustrationen veranschaulicht werden. Da das WUM sich an jenen großlandschaftlichen Dialektwörterbüchern orientiert, die typologische Relevanz für die ungarndeutschen Mundarten haben, und weil die historischen, sprachlichen und soziokulturellen Umstände der ungarndeutschen Mundarten denen der angrenzenden Sprachinselwörterbuch-Projekte ähneln, wurden zur Vorstellung der Mikroebene als Referenzwerke folgende Wörterbücher

herangezogen: „Schwäbisches Wörterbuch“ (SCHWWB), „Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich“ (WBÖ), „Südhessisches Wörterbuch“ (SHWB), „Pfälzisches Wörterbuch“ (PFWB), „Bayerisches Wörterbuch“ (BWB), „Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch“ (SSWB), „Nordsiebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch“ (NSSWB) sowie das „Wörterbuch der Banater deutschen Mundarten“ (WBBDM).

Die Monografie gliedert sich in fünf Kapitel. Über die Zielsetzungen der Arbeit und über die sprachlich-soziokulturellen Dimensionen des Wörterbuchprojektes (Kap. 1) hinaus erfährt der Leser in Kapitel 2 Wissenswertes über die Materialgrundlagen sowie in Kapitel 3 über die lexikographische Konzeption des WUM im Spiegel der bereits genannten Dialekt- und Sprachinselwörterbücher. Kapitel 4 resümiert die im vorangehenden Abschnitt gewonnenen Kenntnisse, und der Band schließt mit einer beachtenswerten und für weitere einschlägige Forschungen nützlichen, üppigen und die neuesten Publikationen einschließenden Literaturliste. Die bedeutsamsten – weil auch Novitäten aufzeigenden – Abschnitte der Monographie sind die Kapitel 2 und 3; aus diesem Grunde werden diese im Weiteren näher besprochen.

Aus Kapitel 2 erfährt man, auf welchen Quellen das Belegmaterial des WUM fußt. Es werden das Zettel- und Tonarchiv des Ungarndeutschen

Forschungszentrums (UDFZ), Ergebnisse des Exzerpierzentrums, ins UDFZ eingesandte private Sammlungen (Woj/Bóly, Ratkau/Ratka) und jene thematischen Fragebogen vorgestellt, die noch in den Jahren 1963 und 1964 von Claus Jürgen Hutterer und Karl Manherz vorbereitet und versandt wurden. Es wird dargelegt, welchen Sachbereichen die exzerpierten Daten entstammen und welche morphologisch-lexikalisch-phrasologische Vielfalt sie aufzeigen. Das Wörterbuchkorpus des WUM ist in einer passwortgeschützten internetgestützten Datenbank (<http://wum.elte.hu>) gespeichert. Sie enthält jene Stichwörter, denen dialektale Entsprechungen samt grammatischen Merkmalen, Bedeutungen und Verbreitungsangaben, ferner lexikalische Beispiele mit standarddeutschen Übertragungen, phrasologisches Material sowie volkskundliche Kommentare zugeordnet sind.

Kapitel 3 spannt einen bemerkenswerten Bogen zwischen dem A und O aller dialektlexikographischen Arbeiten – angefangen bei der Bestimmung des Bearbeitungsgebietes bis hin zur Gestaltung des Artikelfußes. Das WUM ist primär ein diatopisches, dokumentationslexikographisches Sprachinsel-Bedeutungswörterbuch mit einem sekundären sachlexikographischen Schwerpunkt. Es inventarisiert und expliziert die diatopische, diastratische und diafunktionale Vielfalt des Sprachschatzes der deutschen

Minderheit innerhalb der Grenzen des heutigen Ungarn. In ihm sind Belege verzeichnet, die aus genealogisch verschiedenen Dialekten (Mittelbairisch, Westmitteldeutsch, Ostfränkisch, Schwäbisch) von Sprechern unterschiedlicher soziokultureller Herkunft (städtisches Milieu vs. ländlicher Lebenswandel) und unterschiedlicher Berufe (Bauern, Handwerker, Kaufleute) stammen. Nach den Aspekten der Wörterbuchbenutzung im Sinne von Spree (2012) ist das WUM – anderen Dialektwörterbüchern ähnlich – sowohl für Laien als auch Experten gedacht, freilich mit unterschiedlicher Benutzersituation und -intention.

Über den Aufbau der (Print)Wörterbücher hinaus werden die Auswahl und Anordnung der Stichwörter im Zusammenhang mit der Makroebene behandelt. Die Heteronyme im WUM werden der besseren Zusammenschau wegen in einem Zentralartikel mit einem möglichst standardsprachlichen Lemma gebracht wie z. B. „Gaul“ und „Ross“ unter dem Stichwort „Pferd“, und darüber hinaus auch in selbständigen Artikeln unter den jeweiligen Etyma behandelt. Die Lemmatisierung der Verkleinerungsformen hängt in der lexikographischen Praxis davon ab, ob sie im Vergleich zur Grundform einen Bedeutungsunterschied aufzeigen. Das WUM setzt Diminutiva durchgehend als selbständiges Stichwort an. Die Zusammensetzungen werden in den untersuchten Sprachinselnwörterbüchern (SSWB, WBDM,

WUM) als Hauptlemmata behandelt mit je einem eigenen Eintrag. Für die Anordnung der Lemmata gelten im WUM dieselben Richtlinien wie in den Dialekt- und Sprachinselwörterbüchern: Im ungarndeutschen Wörterbuch werden nur diejenigen homonymen Dialektwörter getrennt lemmatisiert, deren schriftsprachliche Entsprechungen auch als Homonyme gelten wie „Arm“ und „arm“. Dass bereits die Zusammenstellung der Stichwortliste Herausforderungen birgt, zeigt sich daran, dass das WUM – wegen des Sprachinselcharakters seines Korpus – vier Lemmatypen voneinander unterscheidet: Dialektwörter mit schriftsprachlicher Entsprechung (mit oder ohne Bedeutungsunterschied), echte (d. h. auf schriftsprachliche Etyma nicht zurückführbare) Dialektwörter und Kontaktphänomene.

Die Angaben zu den Wortbedeutungen erfolgen in allen untersuchten Dialektwörterbüchern v. a. durch logische, taxonomische und morpho-semantische Definitionen oder durch Rekurrenz auf die Schriftsprache und werden durch diachronische, diatopische, diastratische, diatechnische und diaevaluative Marker oder Symbole etikettiert. Jedes Dialektwort ist nur so viel wert wie seine Belege. Im WUM werden die Belege einerseits den großlandschaftlichen dialektlexikographischen Traditionen entsprechend nach dialekttypologisch-geographischen Gesichtspunkten gegliedert und andererseits danach geordnet, ob sie von

der Struktur her unterhalb oder oberhalb der Satzebene sind. Phraseologismen sind in die Mikrostruktur des WUM partiell integriert, d. h. nur die phraseologischen Einheiten erhalten eine eigene Bedeutungsposition, die eine andere Qualität und Bedeutung haben als die Verwendungsbeispiele. Eine gänzlich neue Position am Ende jeder Mikrostruktur ist die des artikelschließenden ungarischsprachigen Äquivalentes. Die ungarischsprachigen Entsprechungen der Lemmabedeutungen richten das Augenmerk der Benutzer darauf, ob die ungarischen Entsprechungen mit den deutschen (Dialekt)Wörtern verwandt sind oder nicht. Eine solche Position ist unter den untersuchten Sprachinselwörterbüchern nur im ungarndeutschen Wörterbuch zu finden.

Der Monografie sind ein logischer Aufbau und eine klare Ausdrucksweise eigen, sie reflektiert die aktuellsten dialektmetalexikographischen Quellen. Die Behauptungen und Folgerungen werden von Müller durch eine Vielzahl an Belegen, Beispielen und Probeartikeln aus dem WUM untermauert, durch welche der Leser über die metalexikographischen Entscheidungen der untersuchten Dialektwörterbücher hinaus Einblicke in das im Entstehen begriffene WUM gewinnen und sich dessen vergewissern kann, was das dem Band vorangestellte Motto beleuchtet: „Nun ist aber die Sprache mehr als Werkzeug. [...] Wörter [sind] nicht bloß Zeichen, sondern

gleichsam die Hüllen [...], in welchen wir die Gedanken sehen: so betrachte ich eine ganze Sprache [...] als ein unermäßliches Land von Begriffen. [...] und so ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die reich und arm ist, Gutes und Schlechtes in sich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuschub braucht, und Vorschub thun kann, die aber, sie sey und habe was sie wolle, eine ungemein sehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt“ (Herder 1877/1967).

Literatur:

- Gehl, Hans (1997): Wörterbuch der donauschwäbischen Bekleidungs-gewerbe. Band 6. Sigmaringen: Jan Thorbecke (= Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde).
- Gehl, Hans (2000): Wörterbuch der donauschwäbischen Baugewerbe. Band 7. Stuttgart: Jan Thorbecke (= Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde).
- Gehl, Hans (2005): Lexikographische Darstellung der deutschen Dialekte in Rumänien. Stand und Desiderata. In: Eggers, Eckhard/Schmidt, Jürgen Erich/Stellmacher, Dieter (Hg.): *Moderne Dialekte – Neue Dialektologie*. Stuttgart: Franz Steiner, S. 573-588.
- Gerescher, Konrad (1999): *Donauschwäbisches. Mundart- und Fachwörter in der Nordbatschka*, Teil 1–4. S. 1995–1999.
- Gerescher, Konrad (2004): *Batschkaer Ahnenspiegel. Vermögensform, Arbeitsweise, Lebensart*. Szeged: Verlag für Hochschulausbildung „Gyula Juhász“.
- Herder, Johann Gottfried (1877/1967): *Über die neuere deutsche Literatur. Sämtliche Werke Bd. 2*. Hildesheim/New York. Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Berlin 1877.
- Hutterer, Claus Jürgen (1991): *Aufsätze zur deutschen Dialektologie*. In: Manherz, Karl (Hg.): *Ungarndeutsche Studien 6*. Budapest: Tankönyvkiadó.
- Spree, Ulrike (2012): *Wörterbücher und Enzyklopädien*. In: Kuhlen, Rainer (Hg.): *Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation*. Berlin/Boston: De Gruyter Saur, S. 550–559.

Ágnes Huber (Budapest)

Orosz, Magdolna: Erzählen – Identität – Erinnerung. Studien zur deutschsprachigen und ungarischen Literatur 1890–1935 (= Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 19). Frankfurt am Main: Peter Lang. 380 S.

Der Leser hält eine umfangreiche Monographie in der Hand, die Magdolna Orosz' langjährige, konzentriert und konsequent durchgeführte Forschungstätigkeit summarisch dokumentiert, zugleich aber neue Akzente setzt und neue Forschungsrichtungen eröffnet.

Zeitlich und räumlich wird die Untersuchung auf die Kultur und Literatur der frühen Moderne „in Zentraleuropa“ (S. 13) und in ihren Zentren, Wien und Budapest fokussiert. Die Grundthese der Arbeit, dass „Veränderungen des Erzählens sowie der ästhetischen und poetologischen Ansichten selbst direkt oder indirekt“ (ebd.) auf tiefgreifende kulturelle und ästhetische Wandlungen in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie reflektieren, begründet methodisch den kulturwissenschaftlichen Zugang und die vergleichenden Textanalysen. Das Spektrum der Untersuchungsaspekte erstreckt sich von „Ich-Konzept[n], Fragen der Sprache, der Sprachlichkeit und der sprachlichen Vermittlung, der Bildlichkeit und der Bildersprache, Intertextualität und Intermedialität, narrative[n] Techniken, Möglichkeiten des Erzählens, Metaphorisierung und Phantastik“ (S. 14) bis zur narrativen Gestaltung von Erinnerung. So werden Aspekte „miteinander vernetzt,

zugleich deutsch- und ungarischsprachige Texte zusammenführend behandelt [...], ohne sie als Beweise für eine homogene Kultur und Literatur zu betrachten“ (ebd.). Im Gegenteil: Angestrebt wird die Untersuchung von Kultur und Literatur in ihren dynamischen Wechselbeziehungen, wobei sich das Schlüsselwort ‚vielfältig‘ leitmotivartig durch alle Kapitel durchzieht und an manchen Stellen sogar schon etwas überstrapaziert wirkt. Angesichts ihres Forschungsgegenstandes und ihrer Methodik versteht sich die Monographie, die sich um vier thematische Schwerpunkte konzentriert, als Beitrag zu kultur- und literaturwissenschaftlichen Monarchieforschungen. Im Kapitel „Kultur und Literatur der Frühen Moderne“ werden die dem Kulturwandel der sehr präzise eingegrenzten Zeitperiode der frühen Moderne, in der auch „die in einem engeren Sinne verstandene Periode der ‚Jahrhundertwende‘“ (S. 15) mit eingeschlossen sei, zugrunde liegenden philosophischen, ästhetischen und psychologischen Diskurse diskutiert. Hervorgehoben werden die Theorie Ernst Machs über das ‚unrettbare Ich‘, Nietzsches Philosophie und Sigmund Freuds Psychoanalyse, aus denen zentrale Themen und ‚Krisenerscheinungen‘

der Zeit hervorgehen (und sich in literarischen Diskursformen artikulieren) wie z. B. Selbst- und Weltwahrnehmung, Selbst- und Weltinterpretation, Identitätskrise oder ein gebrochenes Verhältnis zu Gott bzw. zur Transzendenz schlechthin (Sinnkrise). Da die problematischen Beziehungen zwischen Ich und Welt letztendlich – so die stringente Folgerung der Verfasserin – als ‚Ausdrucksproblem‘ und somit auch als ‚Sprachproblem‘ erlebt werden, wird der Problematik von Sprache und Sprachlichkeit und den ‚Auswegen‘ aus der Sprachkrise jeweils ein umfangreiches Unterkapitel gewidmet. Im ersten richtet sich das Augenmerk neben der Gegenüberstellung von Nietzsches und Mauthners Sprachkritik auch auf Nietzsches diesbezügliche Rezeption bei Lajos Fülep und Béla Balázs, zumal trotz einiger Verzögerungen die ungarische Kultur und Literatur für zeitgenössische Tendenzen als besonders offen galt. Am Beispiel von Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Musil und Schnitzler bekommt der Leser einen Einblick, wie die Literatur die Sprachkrise ästhetisch reflektiert. Um Bild, Visualität, Sehen als „alternative Bezeichnungsmöglichkeiten“ und zugleich „Selbst- und Welterfahrungsstrategien“ (S. 62) geht es im Unterkapitel „Auswege aus der Sprachkrise“ wie es u. a. aus Hofmannsthal's Briefserie „Die Briefe des Zurückgekehrten“ sowie Rilkes „Briefe über Cézanne“ hervorgeht. Erwähnt werden in diesem Zusammenhang noch Kosztolányis „Utopie der ideellen Sprache“ (S.

82) und die Thematisierung von Sprachenvielfalt vs. Staatenzerfall bei Joseph Roth und Robert Musil.

Im Kapitel „Identität und Erzählung“ verweist die Verfasserin auf Zusammenhänge der infolge der im vorigen Kapitel dargestellten Krise der Selbst- und Weltwahrnehmung entstandenen Problematik/Unmöglichkeit der ‚Identität‘ eines Individuums. Mit der Auflösung des ‚Ich‘ geht die Negation eines kohärenten Erzählens einher, wie Orosz feststellt. In den Textanalysen des Kapitels wird aufgezeigt, wie sich die Identitätssuche und der Identitätsverlust auf unterschiedlichen Ebenen/in unterschiedlichen Elementen des Erzähltextes manifestieren. Neben Andrians und Beer-Hofmanns Schriften hält Magdolna Orosz Hofmannsthal's „Andreas“-Roman in dieser Hinsicht für einen zentralen Text, „eine komplexe Thematisierung der Identitätssuche des Menschen“ (S. 135), in dem die Identitätsspaltung auf der Ebene der Figurenkonstellation zum Vorschein kommt und die romantische Tradition mit der Psychoanalyse verbunden wird. Einen ähnlichen Stellenwert wie Babits Roman „Der Storchkalif“ auf, in dessen Interpretation vielfältige thematische Bezüge zu Hofmannsthal's Romanfragment erschlossen werden.

Der enge Zusammenhang von Sprachskepsis/Sprachkrise und der Metaphorisierung begründet das Thema des nächsten Großkapitels „Erzählen und Metapher“. Ausgehend von einer kognitiven Auffassung der

Metapher – sie sind Mittel der Welterkenntnis und der Weltkonstruktion – stellt Orosz Parallelitäten zwischen der Metaphorisierung als kognitivem Prozess und dem Erzählen als ‚Weltkonstruktion‘ auf und entdeckt besonders in Bezug auf den historischen Kontext der Jahrhundertwende und der frühen Moderne die „weltbildenden Kapazitäten“ (S. 168) der Metapher – und dies gerade im Zusammenhang mit sprachkritischen/sprachphilosophischen Tendenzen der Epoche, deren Folgen Verzweiflung und Verstummung oder die Suche nach einer idealen Sprache oder die Selbstreflexivität, der spielerische bzw. dekonstruivistische Umgang mit der Sprache sind, welche das Erzählen im traditionellen Sinne vereiteln. Metaphorisierung kann als ein ‚Ausweg‘ aus der Unmöglichkeit eines linearen und kausalen Erzählens betrachtet werden. Am Beispiel von drei kurzen Erzählungen Arthur Schnitzlers („Blumen“, „Der Ehrentag“ und „Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg“) wird sichtbar gemacht, dass Schnitzlers Konstruktionsverfahren als Metaphorisierungsverfahren die „Wahrnehmungs- und Interpretationsprozesse“ auf mehreren narrativen Kommunikationsebenen hervorkehrt und somit die „Undurchschaubarkeit des Menschen und der Welt“ (S. 191) parabelhaft thematisiert. Unter dem Stichwort „metaphorische Spiegelungen“ (S. 192) wird Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ ausführlich untersucht und dessen Technik der Metaphorisierung als eine

neue narrative Technik beschrieben, mit deren Hilfe das traditionelle Erzählen auch in der Moderne gerettet werden kann. Zum allgemeinen Strukturprinzip schlechthin wird die metaphorische Sprachverwendung bei Viktor Cholnoky – so die Folgerung des nächsten Unterkapitels, in dem mehrere Novellen des ungarischen Autors interpretiert werden. Abschließend wird unter dem Titel „Identität, Metaphorisierung und Phantastik bei Leo Perutz“, den die Verfasserin im Umfeld der Wiener Moderne verortet, dessen Erzählung „Das Gasthaus zur Kartätsche“ zu einer ausführlichen Untersuchung herangezogen. Obwohl Leo Perutz seit ca. zwanzig Jahren nicht mehr zu den vergessenen Autoren zählt, schließt Magdolna Orosz mit dem vorliegenden Band sowie mit zahlreichen früheren Aufsätzen eine Forschungslücke in der ungarischen (und auch in der mitteleuropäischen) Germanistik. Orosz hebt Perutz’ Affinität zur phantastischen Literatur und somit seine literarische Verwandtschaft mit E.T.A. Hoffmann hervor. Von einer Intertextualität Hoffmann’scher Prägung leitet sie den mit der phantastischen Literatur korrespondierenden Erzähldiskurs bei Perutz ab. Zugleich gewährt sie einen Einblick in die Phantastik-Diskussion der Perutz-Forschung.

Ausgehend von der These, dass die „individuellen Identitätsprobleme [...] mit Aspekten kollektiver Identitäten und so mit vielfältigen Fragen historisch-kultureller Kontexte verbunden werden“ (S. 245), wendet sich die Verfasserin

im letzten Großkapitel „Erzählen und Erinnerung“ den sogenannten ‚Erinnerungsdiskursen‘ zu. Dieses Thema ermöglicht es am ehesten, die literarischen Manifestationen der „Spannungen im historischen Gebilde der Österreichisch-Ungarischen Monarchie“ (ebd.) annähernd gleichgewichtig anhand von Texten Schnitzlers, Roths, Musils einerseits und Perutz’, Krúdys und Márais andererseits darzustellen. Im Gegensatz zu Magris’ Ansatz eines einheitsstiftenden Monarchie-Mythos betont Orosz die Brüchigkeit und Widersprüchlichkeit eines mythisch-nostalgischen Monarchie-Diskurses. Die frühe Moderne wird als „erste Artikulation“ (ebd.) des Verlusts der ‚großen Erzählungen‘ angesehen.

Auch in diesem Kapitel wird der ‚rote Faden‘ von Schnitzlers Erzählkunst wieder aufgenommen und diesmal, nach der ausführlichen Analyse der späten Erzählung „Der Sekundant“, zu summarischen Schlussfolgerungen geführt: Auch in dieser späten Erzählung kommen die gleichen Grundthemen (‚Duell‘, ‚Spiel‘, ‚Liebe‘, ‚Tod‘) und vor allem die gleichen Formen ihrer Inszenierung (Traum, Erinnerung, Unzuverlässigkeit) vor, die das Früh- und Spätwerk des Schriftstellers auf die gleiche Weise kennzeichnen. Es bleibt „die Skepsis eines Schriftstellers am Ende seiner Karriere gegenüber der ‚Zwischenwelt von gestern und heute““ (S. 264) – so die Schlussfolgerung der Autorin. Im Unterkapitel „Untergangsgeschichten im Rückblick: Joseph Roth und Robert Musil

in Konkurrenz“ möchte ich die Fokussierung auf die „Parallelaktion“ (S. 276) der beiden Texte hervorheben, deren Konklusion ist, dass die Romane „in einer ihrer Andersartigkeit und die Brüche ihrer Geschichtsperspektive durch ihre symbolhaften motivischen Elemente hervorkehrenden Dialog“ (S. 280) zueinander treten. Das Thema „Monarchie-Diskurs und Erinnerung“ bei Gyula Krúdy gliedert sich in die Reihe der vorher besprochenen ‚Untergangsromane‘ ein. Orosz’ analytisches Verfahren zielt darauf, in Krúdys spätem Roman „Meinerzeit“ eine metaphorische Bedeutungsebene zu erschließen und den Roman in einen „die Nostalgie kritisch hinterfragenden Diskurs“ (S. 282) einzubinden. Ihrer Schlussfolgerung nach schließt sich zwar Krúdys Roman dem erinnernden Monarchie-Diskurs an, doch in seiner Eigenart, in einem gebrochenen nostalgischen Ton, der durch die ambivalente Erzählweise zum Ausdruck kommt. Sándor Márais „Bekenntnisse eines Bürgers“ ordnet die Verfasserin auch in die Traditionslinie von Musil, Roth und Krúdy ein, deren Verbindung u. a. durch die herausgearbeiteten intertextuellen Bezugnahmen auf Roths „Radetzky Marsch“ prägnant ins Auge sticht. Das Großkapitel schließt mit der nochmaligen Hinwendung zu Perutz: Unter dem Stichwort „Vergessen, Erinnerung und Erzählen“ bilden mehrere Erzähltexte, besonders die Romane „Wohin rollst du, Äpfelchen...“ und „St. Petri Schnee“, den Gegenstand der Untersuchung.

Im Nachwort räumt Magdolna Orosz ein, keinesfalls versuchen zu wollen, die besprochenen literarischen/kulturellen Phänomene im gegebenen Zeitraum der Monarchie als einen kohärenten ‚Wandlungsprozess‘ oder ‚Paradigmenwandel‘ aufzufassen. Deshalb hebt sie wiederum die „Vielfalt der Auffassungen und der Akzentsetzungen der verschiedenen Autoren“ (S. 332 f.) hervor. Andererseits ermöglicht gerade die vergleichende Herangehensweise jene

Wechselbeziehungen und Vernetzungen aufzuzeigen, die z. B. zwischen Krúdy und Perutz oder Rilke und Márai bestehen und die so tiefgründig wie hier bisher nicht erschlossen worden sind. Aus diesem Grund kann der Band als ein wesentlicher und sehr wichtiger Beitrag zu den kultur- und literaturwissenschaftlichen Monarchieforschungen betrachtet werden.

Gabriella Rác (Veszprém)

**Pesnel, Stéphane/Tunner, Erika/Lunzer, Heinz/
Lunzer-Talos, Victoria (Hg.): Joseph Roth – Städte-
bilder. Zur Poetik, Philologie und Interpretation
von Stadtdarstellungen den 1920er und 1930er
Jahren. Berlin: Frank & Timme, 2016
(Forum: Österreich Bd. 3). 338 S.**

Die Feuilletons von Joseph Roth erfreuen sich seit der Entdeckung der „Unwirklichkeit der Städte“ (Klaus R. Scherpe) einer intensiven editionsphilologischen und interpretatorischen Aufmerksamkeit. Der auf eine Pariser Tagung zurückgehende Sammelband erhellt einmal mehr die Gründe für diese andauernde Faszination, die mit der Einmaligkeit des unterschiedlichsten urbane Entwürfe umfassenden Korpus verbunden ist. Die Beiträge fokussieren sich dabei auf Fragen nach dem Status der Fiktionalität der Reportagen und umgekehrt nach dem der Referentialität belletristischer Werke, nach

den Produktionsbedingungen und dem journalistischen Umfeld der Artikel sowie auf die prinzipielle Frage nach den Vergleichsmöglichkeiten innerhalb des bei aller Vielfalt als kohärent gesetzten Œuvres bzw. in der zeitgenössischen Publizistik.

Inwiefern diese vermeintliche Kohärenz des Werks in seiner Tendenz zur reflexiven Rücknahme der Leserbarmachung der Welt verbürgt ist, wird im ersten Abschnitt des Bandes durch die Zusammenschau der eine markante Gattungspoetik verheißenden Passagen behandelt. Die Logik der selbstreflexiven Sequenzen

in den Stadtporträts, mit der die Erwartungen an eine die lokalen Besonderheiten akribisch dokumentierende Darstellungstechnik abgebaut werden, verknüpft sich im Beitrag von *Lukas Waltl* mit dem grundlegenden Problem der Repräsentativität der Beschreibung in Zeiten des rasanten Wandels, der dem einst dynamischen Wechselspiel von „Künstlichkeit und Authentizität“ (S. 27) allmählich ein Ende setzt. Der Topos der kommerziellen Aushöhlung, der fehlenden Individualität städtischer Praktiken, der trotz allem Stoff genug für die Darstellung bietet, lässt sich, wie es *Ingeborg Sültemeyer-von Lips* nachgewiesen hat, in seiner Ambivalenz als partielle Ununterscheidbarkeit von „Affirmation oder Ironie“ (S. 34) bereits in den frühen, die Hegemonie der deutschen Kultur betonenden Texten Roths erkennen. Die Irritation, die aus der apodiktischen Tonalität der die Sinnhaftigkeit herkömmlicher Reiseliteratur anprangernden Losungen von Roth ausgeht, meldet sich auch in den späteren affirmativen Wir-Emphasen, mit denen eine fiktive Gemeinschaft suggeriert werden soll, deren Positionierung streckenweise nach rassistischen Mustern erfolgt (S. 56 f.).

Nicht zuletzt die reflexiven und fiktionalen Komponenten der Städtebilder zeigen die Spezifika von Roths Feuilletonistik an, der die Analyse von *Katharina Krčal* eine „tendenziell stärker narrative Orientierung“ (S. 75) attestiert: Im Vergleich zu Siegfried

Kracauer stelle Roth dem von der Undefinierbarkeit der Dystopie Marseilles freigesetzten „Signifikantenchaos“ (S. 77) keinen geschichtsteleologischen Entwurf gegenüber, sondern kehre sich von „teleologischen Geschichtsmodellen“ (S. 75) ab, um der zunehmenden Rationalisierung der großstädtischen Lebenswelt mit der fortwährenden expliziten Neudefinierung der subjektiven Beobachterposition und der narrativen Modellierung abstrakter Inhalte entgegenzusteuern. Das letztgenannte Verfahren wird von *Sonia Schott* am Beispiel von Roths „Hiob“ exemplifiziert, um die je besonderen Figurenperspektiven mit der expressionistischen Prosapoetik in Verbindung zu bringen. Das ironische Aufbrechen des auf Referentialisierbarkeit beruhenden „homotopischen Konsens[es]“ (S. 91) und die Hervorbringung von erinner-ten oder enträumten Heterotopien relativieren nach Schott den versöhnlichen Abschluss des Romans, womit zugleich das Nahverhältnis von Roths journalistischer und belletristischer Schreibtechnik belegt wird.

Das kohärente Bild, das sich aus Roths verstreut vorliegenden poetologischen Ansätzen zusammensetzt, wird im zweiten Abschnitt des Bandes um Fallstudien erweitert, die die vorher eher als Illustrationen fungierenden Beschreibungen der konkreten Orte beim Wort nehmen. Wieweit Roths journalistische Praxis von den theoriegesättigten Alltagswahrnehmungen weiterer kanonisierter Autoren der Zeit abweicht und dennoch

oder gerade darum die Debatte über die Moderne vorantreibt, führt *Tel-se Hartmann* am Beispiel der Berliner Schauplätze der Massenkultur aus. Die biografisch erklärte Affinität Roths zu den Phänomenen des Hybriden, des Transitorischen, wie sie in den Feuilletons über die Unterhaltungskultur und die Hotels erkennbar ist, geht dabei nicht nur mit seiner Selbstinszenierung als teilnehmender Beobachter einher, sondern bringt auch normative Aspekte ins Spiel, jene „rigide Dichotomisierung“ (S. 113) des Eigenen und des Anderen, die besondere Enklaven für das eher Neben- und nicht Miteinander der Beziehungslosen reserviert. In einem ähnlichen Sinn bezeichnet *Stéphane Rilling* das Konzept der galizischen Städtebilder Roths als „nüchternes Rehabilitationsunternehmen“ (S. 123), das auf die Überprüfung zivilisatorischer Vorstellungen ausgerichtet ist. Während Rilling auf die Gleichförmigkeit der einzelnen Stadtbeschreibungen aufmerksam macht, arbeitet *Alexis Tautou* aufgrund des Vergleichs des Romans „Die Flucht ohne Ende“ mit den zeitgleich entstandenen Artikeln die Gründe für die nicht nur nach Gattung, sondern auch nach den einzelnen Städten unterschiedliche Präsenz der „dokumentarische[n] Gründlichkeit“ (S. 142) aus. Diese Unterscheidungslogik wird von *Heinz Lunzer* mit einer Fülle von Belegen aus dem Briefwechsel und den Textfassungen zur Zeit von Roths Balkanreise 1927 gestützt, und zwar

als mehr oder minder folgerichtige Differenzierung zwischen politischer und feuilletonistischer Publizistik, die jedoch letztlich seitens der „Frankfurter Zeitung“ in die Einsicht mündete, das „Experiment, Roth für die Politik schreiben zu lassen“, nicht zu wiederholen, was wiederum die Einschätzung Roths bestätigte, der die Zeitung „mehr und mehr für ein willensschwaches Blatt“ hielt (S. 197). Diese Diskrepanzen in den Erwartungshaltungen rekonstruiert Lunzer auch im Kernstück des den französischen Städtebildern gewidmeten dritten Kapitels des Bandes. Durch die Verknüpfung von Dokumenten zu Schreibaufträgen, redaktionellen Entscheidungen, finanziellen Konditionen und Buchplänen im Zusammenhang mit Roths Reisen in Frankreich 1925 führt Lunzer exemplarisch vor, was eine pressehistorisch orientierte Philologie leisten kann, wenn es darum geht, die Blattlinie mit „Roths Emotionen und impulsivem Wunsch“ bzw. „einkommensspezifischer Realität“ (S. 272) zu kontrastieren. Wie sich in diesem Korpus strukturelle Änderungen in Roths Feuilletonistik festmachen lassen, wird in der vergleichenden Studie von *Herta Luise Ott* der These hinzugeführt, nach der an die Stelle des antithetischen Aufbaus der früheren Artikel die „linear-dialektische, vom Subjektiven aufs Allgemeine“ (S. 205) zielende Struktur trete, die den Stellenwert von Faktizität und Figurencharakteristik neu bestimmt. Dass sich Veränderungen

in Roths Journalistik auch mit Blick auf die Modellierung der Zeitwahrnehmung nachweisen lassen, zeigt der Beitrag von *Stéphane Pesnel* über die besondere Position von Paris in der französischen Städtekonkurrenz. Die „drastische Verringerung der Raumkoordinaten“ in den Artikeln, die in den letzten Jahren vor seinem Tod entstanden, verbindet Pesnel mit einer „unerträglichen Ausdehnung der Zeit bzw. des Zeitempfindens“ (S. 285), die als bezeichnendes Merkmal der Exilsituation identifiziert wird und die die konkreten topografischen Bezüge auflöst.

Dass der Großteil der AutorInnen des Bandes selber federführend an editionsphilologischen und Übersetzungsprojekten beteiligt ist, wird abschließend mit zwei Forschungsberichten praxisnah demonstriert. *Alexis Tautous* biografische Skizze über die Roth-Übersetzerin Blanche Netter-Gidon wählt ihre bisher unbekannte autobiografische Erzählung zum Ausgangspunkt, um mit weiteren Akten aus dem Archiv des Bildungsministeriums ihren Weg als Germanistikstudentin und Deutschlehrerin nachzuzeichnen, die sich seit Ende der 1920er Jahre als Übersetzerin profilierte. Die noch zu klärenden Fragen, die Netter-Gidons Engagement für die Roth-Rezeption bzw. das verlegerische Interesse am Werk in der Nachkriegszeit betreffen, versprechen eine aufschlussreiche Fortsetzung, wohingegen der letzte Beitrag des Bandes vermutlich

Fragment bleiben wird: Nach *Fritz Hackerts* Tod stellt die überarbeitete Fassung seines gemeinsam mit *Rainer-Joachim Siegel* gehaltenen Vortrags über die für 1937 vorgesehene, erweiterte Neuausgabe der „Juden auf Wanderschaft“ eine auch in ihrer Kürze sehr dichte Synopse der Textvarianten dar. Die handgeschriebenen Korrekturen des in der Zentralbibliothek Zürich gefundenen Widmungsexemplars an Stefan Zweig gaben dabei Anlass, Roths Verständnis von Nation und Nationalismus bzw. von Christentum in seiner aktuellen Semantik zu überprüfen und dadurch seine zunehmende Skepsis gegenüber der Sowjetunion und seine Loyalität dem katholischen Österreich gegenüber zu detektieren. Ein weiterer Vergleich, der auch das beiliegende Typoskript und das im Leo Baeck Institut aufbewahrte Manuskript der Vor- und Nachworte der Neuausgabe mit einbezieht, könnte insgesamt das Motto des zahlreiche methodologisch anregende Beiträge versammelnden Bandes sein, der die Kohärenz des Werks von Roth als „dynamisches und offenes Korpus“ (S. 276) verstehen will: Die Formulierung im Manuskript „Es scheint, dass die Menschen wissen, dass Katastrophen kurz sind“ findet mit geringfügigen Abweichungen Eingang in das Typoskript, und zwar in der Form „Es scheint, dass die Menschen glauben, dass Katastrophen kurz sein müssen“ (S. 309).

Amália Kerekes (Budapest)